

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Blumenmädchen. Originalzeichnung von E. Teschenorf. — Klas Lakemacher. Novelle von Victor Blüthgen. (Fortsetzung.) — Der Brief aus der Residenz. Originalzeichnung von Gussow. — Bis aus der Keimknospe eine Birne wird. Von Maurus Jolai. — Japans Literatur. Von Eufemia von Kudriassky. — Wiegenlied. Von Arno Kleffel. — Ueber die Pflege der Augen. Von Dr. med. Wurm. — Aus dem Tagebuch der Annette von Glasen. (Fortsetzung.) — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Auflösungen des Buchstaben-Räthfels und des Rebus Seite 318. — Correspondenz. — Notiz. — Inserate.

Klas Lakemacher.

Novelle von Victor Blüthgen.
(Fortsetzung.)

3.

Der Winter war vorüber. Die Erde hatte die rieselnden Bäche geschmolzenen Schnees getrunken — der Morgen- trant einer Er- wachen, welche die weiße Flam- dede von sich ge- geschleudert hatte. Das blumengemu- fierte Morgenge- wand hing ihr um die Schultern, und die Sonne schien freundlich darauf und jagte blin- zelnd: Guten Mor- gen. Durch das Haar der Bäume wehte der laue Wind und kräu- selte es durchein- ander; er küßte die schwellenden Blüthknospen und plauderte mit heimlicher Stimme von der Schönheit des blauen Him- mels, von Mond- nächten und son- nigen Tagen.

Es war Früh- ling in Poggnitz, und der lahme Schneider, welcher Klas beerbt, hatte vier Monate Zeit gehabt, sich an den Gedanken zu ge- wöhnen, daß er Etwas besaß, was, soweit sich nach- weisen ließ, keiner seiner Vorfahren be- sessen hatte, näm- lich Haus und Hof. Er hatte das Ge- schenk des Him- mels entgegenge- nommen, wie der Bettler die Gabe in seine Tasche steckt, veranügt über den Besitz, wenig sich küm- mernd um den Geber. Er hatte ohnehin Klas Lake- maker so gut wie gar nicht gekannt. Was hatte er für Grund, die Ge- räthe zu behalten, die da beim Ofen gestanden hatten? Sie wanderten als altes Metall da- von; mit den Glä-



Blumenmädchen. Originalzeichnung von E. Teschenorf.

fern spielten die Kinder, bis die Scherben draußen lagen bei Schutt und Geröll.

Es war Früh- ling auch viele Meilen südlich von Poggnitz, dort, wo mitten im Flach- lande das Dorf Wachau lag. Dies Dorf besaß drei Merkwürdigkeiten, erstens einen Kirch- thurm, welcher die Form eines Ruit- rassisthelms hatte, zweitens ein Gra- fenschloß, einen modernen Bau im mittelalterlichen Burgstil mit sehr altem Park und ausgedehnten Blu- mengärten und Ge- wächshäusern, end- lich in der Entfer- nung einer Vier- telstunde den ein- zigen in der Ge- gend sichtbaren Hügel, dessen eine, dem Dorfe zuge- kehrte Seite mit Kirchbäumen be- pflanzt war, wäh- rend die hintere Seite einen tief ausgearbeiteten Steinbruch bildete.

Auf einem Feldwege, der die- sem Hügel zulente, wanderte langsa- men Schrittes — Klas Lakemacher. Er trug den näm- lichen braunen Winteranzug und die Tuchmütze mit dem großen Schirm, welche ihn von Berlin in das Exil begleitet hat- ten. Auch der Stock, auf den er sich stützte, war der alte. Aber statt des Bündels trug er eine Tasche über die Schulter ge- hangen, und sein Gesicht sah um so viel älter und ver- witterter aus, als seien ebensoviel Jahre wie Wochen über dasselbe da- hingezogen.

Er hatte den Winter über in einer nahen Stadt gearbeitet; weiter hatte seine Vaar- schaft nicht gereicht. So karglich wie möglich hatte er sich beholfen, um in dieser Zeit we- nigstens die Mittel

für die Weiterreise im Sommer zu erschwingen. Und jetzt war er auf der Wanderschaft, um die kaum vernarbte Wunde seines Herzens weiter zu tragen. Wie weit? Wohin? Er wußte es noch nicht, wo er Frieden finden würde.

Die Luft war blau, und die Lerchen sangen, und die Wälder des Dorfes, an dem Kirchthurm mit dem Kuirassierhelm und dem grauen Schloß des Grafen Bartuch. Ob er eine Abnung hatte, welche verhängnißvolle Rolle dieser Ort in seinem zerstörten Leben spielen sollte?

Im Steinbruch drunten, dort, wo ein paar beim Sprengen geöffnete Wasseradern das dunkelfarbige Wasserbecken begründet hatten, an dessen Rande Anemonen, Sumpfräuser und Schachtelhalm wuchsen, stand zur nämlichen Zeit der einzige Sohn des Grafen mit dem ältesten Sproßling des Pastors. Sie suchten Pflanzen, und der Sammelteiler hatte ihre frischen Gesichter geröthet; ihre forschenden Blicke aber glitten von der bereits geplünderten Ufervegetation den zerklüfteten Granit hinauf, wo spärliche Frühlingstünder in Ritzen und auf Vorsprüngen eine lustige Heimstätte gefunden, und der junge Graf begann ohne viel Umstände aufwärts über das Gestein zu steigen, dessen Lage, je weiter nach oben, desto steiler ward. Sein Gefährte folgte anfangs auf demselben Wege, bog dann aber seitwärts ab, nachdem er einen Augenblick die schroffen Abstriche über sich mit dem Blick gemessen hatte, auf deren Scheitel das frische Gras, welches die jenseitige Hälfte des Berges bis zur Spitze bedeckte, wie spärliches Haar herüberlagerte.

Nimm Dich in Acht! Es ist zu steil dort, Fritz!

Der Andere ließ ein kurzes, festes Lachen hören und kletterte geschmeidig, die Hände zu Hilfe nehmend, von einem Vorsprung zum andern.

Er stand etwa drei Mannslängen unter dem Rande, der sich hohl vornüber neigte. Zwei Drittheile dieser Entfernung ließen sich noch bequem erklettern, dann kam ein schräger Abhang, welcher mit kleinem Geröll überdeckt war. Links von dieser letzteren Partie klappte eine Spalte mit vorragender Unterlippe, auf welcher eine Blume von fremdartigem Aussehen blühte.

Der Knabe rechnete über der Entfernung des Gerölls von der Blume und kletterte behutsam bis zu ersterem hinauf. Einige Steinchen rasselten unter seinen Tritten nieder und sprangen von Vorsprung zu Vorsprung, bis sie in der Tiefe ankamen. Endlich richtete er sich auf, erfaßte mit der einen Hand einen der überhängenden Grasbüschel des Abhangrandes und bog den Körper zu der Blume hinüber.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus und ein zweiter scholl drunten aus dem Munde seines Gefährten, der ihm zugeschaut hatte. Jener war der erstickte Schrei der Todesangst. Unter den Füßen des Knaben ward das Geröll lebendig, und vergebens suchten dieselben nach einem sicheren Standpunkt. Der Grasbüschel über ihm gab langsam nach und löste Wurzel auf Wurzel aus dem bröckeligen Erdreich; drunten starrten die Vorsprünge und Klippen regungslos wartend —

In demselben Moment, wo der Knabe halb bewußtlos die Augen schloß, griff ein Männerarm über den Rand oben, und eine Hand faßte die seinige wie mit eisernen Klammern. Er verlor die Bestimmung.

Als er erwachte, lag er auf dem Rasen des Hügelgipfels, und neben ihm kniete Klas Lakemacher, der sich alsbald erhob.

„Danke Gott, Knabe,“ sagte er ernst, „der mich über den Berg gehen ließ. Diesmal ist noch Alles gut abgelaufen.“ Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, drehte der Kletterer sich um und wanderte den Hügel hinunter.

Der Knabe raffte sich todtentbläht auf und schwante mehr, als er ging, dem Schlosse zu. Hier hatte er kaum Zeit gefunden, die Frage der besorgten Mutter über den Grund seines verstärkten Aussehens ausweichend zu beantworten, als der Pastor eiligen Schrittes ins Zimmer trat.

„Gott sei Dank, da ist ja der Fritz gesund und wohlbehalten,“ sagte er, die Gräfin begrüßend.

„Warum? Was ist geschehen?“
Nach dem Bericht meines Ernst hatten die Knaben beide eine botanische Excursion in die Steinbrüche gemacht, und der kleine verwegene Kletterer dort wäre vom obersten Theile der Felsen in die Tiefe gestürzt. Mein Knabe war außer sich, und ich selbst war kaum weniger erschrocken.“

Die Gräfin sank, einer Ohnmacht nahe, in einen Stuhl, während der glücklich Gerettete in ein heftiges Schluchzen ausbrach, vor ihr hinkniete und seinen lockigen Kopf in ihrem Schooße barg. Auf das Drängen des Pastors erzählte er, was er von seiner Rettung wußte.

„Wie sah der Mann aus?“ fragte hastig die Gräfin, deren gelblich-bleiche Gesichtsfarbe ohnehin eine nervöse Constitution verrieth.

„Es war ein großer starker Mann mit braunem Kopf und brauner Mütze. Er hatte eine Ledertasche umhängen.“

„Wie sah er im Gesicht aus? Trug er einen Bart?“ fragte der Pastor weiter.

„Nein.“

„Liebster Herr Pastor,“ sagte die Gräfin erregt, indem sie bittend die Hand nach diesem ausstreckte; „erzeigen Sie mir den Gefallen, meinen Mann aufzusuchen, er wird auf seinem Zimmer sein. Lassen Sie ihn Boten ausfinden. Wenn der Kletterer meines Kindes kein Engel gewesen ist, so muß er gefunden werden. Er muß kommen, — hören Sie, Herr Pastor? Ich will ihn durchaus sehen.“

Bald ward es lebendiger im Schlosse. Eine Anzahl Boten eilte über den Hof und durch das Thor des Gartens. Die Gräfin lag auf dem Sopha und betam Weinkrämpfe; drunten wurde ein Wagen angepaunt, welcher den Arzt des benachbarten Städtchens herbeiholen sollte. Der Graf, eine stattliche Aristokratengestalt mit feingemeißelten Gesichtszügen, war um seine Gattin beschäftigt, während der Pastor den Knaben beruhigte, bei dem die Wirkung des ausgestandenen Schreckens angeichts der Aufregung, welche sein Abenteuer hervorgerufen, erst in voller Macht ausbrach.

Die Boten kamen zurück; aber sie brachten Niemand. Der Fremde, welcher durch die Felder seinen Weg weiter verfolgt hatte, war gefunden worden, hatte es aber bestimmt abgelehnt, zum Schlosse zu folgen. Er freute sich über das glückliche Ohngefähr, dem er es dankte, daß er dem Hinabsturz habe wehren können, und erbot sich dafür nichts, als das Eine, unaufgehalten seines Weges ziehen zu können.

Der Graf verließ das Zimmer, ließ ein Pferd satteln

und sich die Richtung angeben, in welcher der Gesuchte zu finden sei. Dann sprengte er mit verhängtem Zügel vom Hofe. Auf einem jener Findlingsblöcke, wie sie zuweilen im Flachlande aus dem Acker gehoben werden, sah der Mann im braunen Rocke, als der Graf auf dem schäumenden Thier bei ihm ankam. Er erhob sich, während jener herabsprang und ihm die Hand hinreichte, und die kleinen grauen Augen sahen halb verlegen, halb bekümmert drein.

„Mein Herr,“ sagte der Graf, welcher kaum Herr seiner Stimme war, „wenn Sie der sind, den ich suche, dann nehmen Sie von mir persönlich die Bitte entgegen, dem Danke eines Elternpaares für die Rettung ihres einzigen Kindes nicht ausweichen zu wollen. Das Bewußtsein, eine Dankbarkeit für eine solche That zu schulden, ohne sie abtragen zu können, wäre so niederdrückend, daß es mich unrecht dünkt, die Gelegenheit dazu ohne sehr gewichtige Gründe zu nehmen. Sagen Sie mir ehrlich: liegt für Sie die Nothwendigkeit vor, augenblicks Ihren Weg fortzusetzen?“

„Nein,“ sprach Klas zögernd; „aber ich verdiene wohl keinen Dank, da ich nichts dafür kann, daß ich gerade zu rechter Zeit auf dem Berge war. Die Vorsehung hat es so gefügt, Herr Graf.“

„Opfern Sie diesen einen Tag wenigstens,“ sagte der Graf dringender. „Sie werden meiner Gattin, welche die Ueberraschung in Krämpfen daniedergeworfen hat, die halbe Genesung bringen. Reiten Sie? Mein Pferd steht zu Ihrer Verfügung, und ich werde nebenhergehen.“

Das blaße Gesicht Klas Lakemacher's röthete sich wie das eines Weibes, und er wehrte verlegen ab.

„Nun gut, so gehen wir Beide zu Fuß.“

Der Graf nahm den Zügel und führte das Pferd, während der Andere schweigend und befangen an seiner Seite ging.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, mir Ihren Namen zu sagen; ich möchte denjenigen zu nennen wissen, den der Himmel bestimmt hat, mich vor dem größten Unglück zu bewahren, das mich treffen kann.“

„Ich heiße Klas,“ war die nach kurzem Besinnen gegebene Antwort.

„Und welcher Thätigkeit haben Sie sich gewidmet?“

„Ich liebre mechanische Arbeiten.“

„Sagen Sie mir auch das Letzte noch: haben Sie irgendwo in der Nähe eine feste Niederlassung oder befinden Sie sich auf Reisen? — Ich merke, daß meine Fragen Ihnen unangenehm sind,“ fuhr er fort, als Klas schwieg. „Aber Sie müssen mein Interesse an Ihrer Person begreiflich finden. Sagen Sie mir soviel von sich, als Ihnen gut dünkt.“

„Ich habe den Winter in der Nähe in einer Maschinenwerkstatt gearbeitet und denke mir jetzt tiefer im Süden Beschäftigung zu suchen.“

„So sind Sie ohne Familie?“

Klas zuckte mit den Augen. „Ich habe weder Weib noch Kind auf dieser Welt,“ preßte er endlich hervor.

Ein Diener begegnete ihnen, welchem der Graf das Pferd übergab. Er selber ging, in Nachdenken versunken, neben dem schweigsamen Klas weiter; nur dann und wann streifte sein Blick denselben mit Aufmerksamkeit und warmer Theilnahme.

Der Zustand der Gräfin hatte sich inzwischen bedeutend gebessert, und Klas mußte bei seiner Ankunft den vollen Strom ihrer bereiten Dankbarkeit aushalten. Er ließ es sich am Ende gefallen, als Werkzeug der Vorsehung gefeiert zu werden, weil er um neue Wendungen in Verlegenheit war, in welche er seine Ablehnung dieser Dankesbezeugungen hätte kleiden können; und er konnte schließlich nicht umhin, wenigstens eine Nacht Gast im Schlosse zu sein.

Als ihn der Diener in später Stunde auf einem der Fremdenzimmer allein gelassen, sank er ermüdet in einen Sessel und schloß die Augen. Aber das eigenthümliche seiner Lage stachelte seine Gedanken bald wieder munter.

Niemand war weniger dazu geeignet, eine Rolle zu spielen, als Klas Lakemacher. Er arbeitete am liebsten im Verborgenen, wie der Maulwurf; ans Tageslicht gezogen, verzappelte sich sein Gemüth in hilfloser Verlegenheit. Nichts konnte ihm peinlicher sein, als hier auf den Präsentirteller gehoben und als Hausgöthe verehrt zu werden, während er eben im Begriff war, sich tiefer zu verbergen, denn je.

Es kam ihm die Idee, sich unter dem Schutze der Nacht heimlich aus dem Schlosse zu stehlen; früh war er dann weit weg, wenn seine Abwesenheit bemerkt wurde, und angeichts einer so großen Hartnäckigkeit war es sehr zweifelhaft, ob man sich weiter um ihn bekümmerte.

Er öffnete das Fenster, aber er erkannte sofort, daß hier kein Weg für ihn sei. Sein Gemach lag in einem der Thürme, und unter der gothisch ausgebohrten Fensterschwelle draußen lief die Wand glatt abwärts bis zu dem wassergefüllten Graben. Dazu war die Nacht dunkel und das ganze Terrain ihm unbekannt.

Aber vielleicht gelang es ihm, sich die Treppe hinab durch das Haus zu finden, ohne bemerkt zu werden. Er dachte nicht an Hofhund und Nachtwache; er wollte nur fort.

Er machte einen Versuch, gab ihn aber zuletzt wieder auf, denn er stieß auf Diener mit Windlichtern und hörte, daß wiederum zum Arzt geschickt werde, da der Knabe im Fieber liege. So mußte Klas wenigstens die nächste Viertelstunde vergehen lassen, bis es etwas ruhiger drunten ward.

Er nahm wieder im Lehnstuhl Platz; aber er ward müder und müder. Und als am folgenden Morgen die Sonnenstrahlen in das Zimmer fielen, fanden sie Klas Lakemacher noch immer im Lehnstuhl sitzend. Es war noch früh am Tage, und ihn fröstelte; er zog es endlich vor, noch für ein paar Stunden das Bett aufzusuchen.

Beim zweiten Erwachen blickte ihn die Welt ein wenig anders an. Die Gärten lagen in vollem Sonnenlicht unter ihm, lachend und bunt; die Scheiben der Gewächshäuser blitzten hell auf, und über das jungfräuliche Grün des Parks herüber grüßte der Hügel als alter Bekannter. Er blickte unter sich, wo der Spitz des Gärtners zornige Reden an die im Wasser herumrudelnden Schwäne hielt, und horchte auf die Stimmen des Viehs im benachbarten Hofe. Heimlich und einladend war es hier, ohne Zweifel.

Er ging hinunter und fand das gräßliche Paar außer Besorgniß wegen des Knaben, der nur blässer als gewöhnlich ausah. Man begegnete ihm mit der bisherigen Artigkeit, und der Graf gab ihm später Jemand zur Seite, der ihm

die Besichtigung zeigen sollte; Klas aber war während dieser Besichtigung unvorsichtig genug, Gefallen an einem alten Pavillon zu finden, der am Ende des Parks versteckt lag und längst außer Gebrauch war. Der Graf, welchem der Führer über die Wanderung genau Bericht abtrotten mußte, machte, sobald er wieder mit Klas zusammentraf, diesem den Vorschlag, lebenslang auf dem Gute als Gast zu bleiben, zu welchem Behufe jener Pavillon für ihn als Wohnung hergerichtet werden sollte. Für den Fall, daß Klas zu heirathen gedente, sollte ein Anbau dazukommen.

Die einfach herzliche Art des Grafen verfehlte ihren Eindruck auf Klas nicht, und das Anerbieten war verlockend genug. Dennoch sträubte er sich.

„Es geht nicht, Herr Graf; ich kam nur für Ihre Güte danken.“

„Warum nicht? Was haben Sie für Bedenken?“

Klas blickte verlegen um sich. „Ich bin gern für mich allein, und es darf sich Niemand um mich kümmern. Es ist meine Art so.“

„Nun ich glaube, die Wohnung ist einsam genug. Man bringt Ihnen Essen und was Sie sonst wünschen und wird Sie niemals mehr incommodiren, als Sie selbst wollen!“

„Und ich kann nicht müßig sein und das Gnadenbrod essen.“

Der Graf zog ein wenig die Brauen zusammen. „So werde ich für Arbeit sorgen,“ sagte er, „wenn Sie die Sache so feinfühlig nehmen. Es gibt genug bei mir hier zu thun, was in Ihr Fach fällt, und Sie würden wahrscheinlich manche verwandte Arbeit, die ich in die Stadt schicke, ebenfalls erledigen.“

Klas nickte unwillkürlich.

„Ueberlegen Sie es bis zum Abend.“

Der Abend kam, und Klas Lakemacher hatte sich einsangen lassen. Wer konnte es ihm verdenken? Niemand. Es gab keinen Barner für den armen Klas, der in das Räthselspiel des Geschicks einen Voransblick hätte thun können; es gab Niemanden, der das Ende sah.

Nach ein paar Tagen sagte sich Klas, daß er anmuthiger und ungestörter nie gewohnt habe, als jetzt. Alle die Werkzeuge und Geräthschaften, deren er bedurfte, erhielt er geliefert. Er besaß ein Arbeitszimmer und ein Wohnzimmer. Er hämmerte, feilte und putzte; er wurde wieder der Heil- künftler für alle kleinen Schäden in Haus und Hof. Selbst im Dorfe faßte man allmählig Muth, sich in dergleichen Dingen an ihn zu wenden, und der stille schene Mann im Park ward eine populäre Figur, so wenig es auch gelang, ihn zu irgend welchem persönlichen Verkehr heranzuziehen. Der einzige Mensch, mit dem er intimer verkehrte, war der Gärtner, ein alter Mann, der so allein stand, wie er; dessen Frau gestorben war, dessen Kinder in der Fremde ihre Heimath gefunden hatten. Aber auch dieser hatte das Bewußtsein, daß Klas sich ihm nicht ganz erschloß, daß ein Neß in dem wunderlichen Manne dunkel blieb, der zu allerlei Verdacht berechtigt haben würde, wäre Klas nicht so gut wie ein Kind und so gewissenhaft wie ein Heiliger gewesen. Im Dorfe lief die Sage um, er habe ein großes Unglück im Leben gehabt. Aber man wußte so wenig von seiner Vergangenheit, wie sein Freund, der Gärtner.

Das gräßliche Ehepaar behandelte ihn immer gleich liebenswürdig. Sie besuchten ihn gelegentlich, um nach seinem Befinden und seinen Wünschen zu fragen, und es fehlte nicht an kleinen Aufmerksamkeiten und Ueberraschungen für ihn.

Besonders aber schloß sich der Knabe sammt seinem Spiel- gefährten an Klas an. Fast täglich blickte der braune Voden- kopf des ersteren, mit dem blühenden Gesicht und den bligen- den braunen Augen, auf die arbeitenden Hände des Pavillon- bewohners mit einer Aufmerksamkeit, als gälte es, ihm seine Kunstgriffe abzulernen. Zum wenigsten lehrte ihn Klas in der That, dies oder jenes Spielzeug selbst anzufertigen; zuweilen waren es Erfindungen von Klas, dessen Com- binationstrieb sehr rasch wieder ins Kraut geschossen war und der sehr bald wieder Apparate zu sammeln begann. An den wachsenden physikalischen Kenntnissen des Knaben hatte Klas jedenfalls mehr Antheil, als der Hauslehrer.

Nach später noch, wenn die Ferien den sich schnell ent- wickenden Jüngling in den Schooß der Heimath führten, richtete sich dessen erster Ausgung nach der Einsiedelei im Park. Dann kam er als schlanker Husarenofficier von Berlin aus. Er sah so hübsch aus in dem blauen Dolman und mit dem federn Schmuckbüchlein auf der vollen Oberlippe, und er hatte seine guten und klugen Augen behalten und sprach so verständig! Er sprach von Berlin, und Klas, der alternde Mann, wurde nicht unruhig dabei; aber er verrieth auch mit keiner Sylbe, daß er je in Berlin gewesen. Selbst der Name der Generalin von Simmern wurde erwähnt, und ihre Tochter, und Klas zuckte mit keiner Wimper des Auges. Was wußte der Klas im Pavillon von Wachau von der Generalin von Simmern in Berlin!

4.

Mehr denn sechszehn Jahre war es her, daß Klas Gast zu Wachau geworden.

Wieder einmal war es Winter — ein blauer, sonniger, frierer Winterstag. Auf einer der Chausseen vor Berlin flog in raschem Zuge eine Anzahl Schlitten der Hauptstadt zu. Die Schellen klingelten, die Tuch- und Metallzerrathen der Geschirre, die Felldecken der Schlitten, die Toiletten der Damen leuchteten farbig über dem Weiß des Schnees. Näh- nen und Schleier flatterten, und klatschende Peitschen beschrie- ben regelrecht ihre Schleifen in der schneidenden Luft.

Es waren meist Officiere, welche die Schlitten führten. Im letzten befanden sich zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, während hinter ihnen ein Husarenlieutenant Zügel und Peitsche handhabte. Zuweilen beugte er sich vor und sprach, oder eine der Damen wandte sich ein wenig zu ihm um. Die Jüngere trug blauen Sammet mit Schwan besetzt; ein federn Hütchen mit einer Straußfeder saß auf dem reich geputzten, wellig blonden Haar, und ein weißer Schleier wehte darüber hinaus. Es kam vor, daß der letztere im Luftzuge das Gesicht des Cavaliers streifte; ja zuweilen blieb er so hartnäckig darauf haften, daß seine Hand danach faßte. Es war nur billig, daß er den muthwilligen ein wenig zupfte, worauf das Köpfchen seiner Besitzerin sich verstoßen seitwärts bog und ein zartgeröthetes Profil sehen ließ, welches ein

wenig lächelte. Einmal wandte sich das ganze schmale, aber hübsche Gesicht, in welchem ein Paar fast ein wenig zu großer blauer Augen saßen, herum, und als die Blicke der Beiden sich begegneten, beugte der Husar seinen Mund auf die weiße Schleierwelle, küßte sie und ließ sie dann erst flattern; und dann küßten sich ihre Blicke, und Beide sahen sehr glücklich aus, sehr glücklich und sehr hübsch.

Die Damen waren die Generalin von Simmern und ihre Tochter Jenny, und der sie fuhr, war Graf Fritz Bartuch aus Wachen.

Wie annuthig war sie geworden, die Tochter Klas Latemacher's! Sie sah wirklich aus wie eine Prinzessin, aber eine echte, wie sie das Märchen kennt, annuthig, stolz und grazios. Und wie und der junge Graf Bartuch liebten sich; es war richtig so, mag man es ein Wunder nennen oder ein wunderliches Spiel des Zufalls oder sonst wie.

Aus größerer Entfernung kam ihnen noch ein Schlitten nachgefahren, so schnell, daß er sie endlich einholte. Auch auf ihm saß ein Husarenofficier als Lenker; aber das Innere des Schlittens war leer.

„Halt, Bartuch! Um aller Götter willen halten Sie!“

„Wo haben Sie Ihre Dame, Wartotisch?“

Die Schlitten hielten; der einzelne Officier trat zu der Dame heran. „Ich bin Hagestolz, Wittwer oder was Sie wollen, meine Herrschaften; jedenfalls bin ich so unglücklich, allein zu sein, denn das gnädige Fräulein hat sich im letzten Augenblick entschlossen, ein paar Tage bei unserer gütigen Wirtin zurückzubleiben, und so habe ich nichts zu fahren, als mich selber, was wahrhaftig nicht der Mühe lohnt. Frau Generalin, ich rechne auf Ihre sprichwörtliche Herzengüte; tauschen Sie den Sitz und vertrauen Sie sich mir an. Ich würde entzückt sein über die Gnade, welche Sie mir damit gewähren würden, und möchte sie gern tüfelfällig verdienen, wenn die Scenerie etwas einladender wäre.“

Die Generalin lächelte. „Lieber Wartotisch, Sie sollen sehen, daß Sie bei mir ebenso hoch in Gnade stehen, wie bei allen anderen Damen. Aber dann bringen Sie wenigstens den Schlitten etwas näher an den unrigen.“

„Ich bin überglücklich, meine Gnädige!“ — Und er eilte hinüber und führte das Gefährt in sicherem Bogen bis dicht an das andre.

Welche Dame hätte dem „Regimentsamor“ Etwas abgesehen? Die Schlittenbedeckungen flogen auf, die Generalin stieg über mit Fußsack, Mänteln und Decken, und wenige Augenblicke nachher sausten die beiden Schlitten, derjenige des Baron Wartotisch voran, hinter den übrigen her, welche bereits einen erklecklichen Vorsprung hatten.

Der Husarenlieutenant Graf Fritz Bartuch und Jenny von Simmern auf demselben Schlitten und allein: — was darin für ein wunderbares Glück lag, das wußten nur die zwei selber. Sie sagten sich nichts davon; aber das Fräulein reichte ihr Händchen herüber, — ein zierliches schlankes Händchen im weißen, schwanbesetzten Handschuh; und der junge Graf ergriff es und küßte es, wie er zuvor den Schleier geküßt hatte.

Jenny,“ sagte er ihr leise ins Ohr, „ich habe einen Brief bekommen.“

„Und was steht darin, mein Herr Lieutenant?“

„Nichts, als das Eine, daß ein Graf Bartuch seinem Sohne erlauben will, den Officiersstand zu quittiren und ihm ein Gut in der Nähe des seinigen kauft.“

„Ich gratulire!“ Eine helle Röthe schoß ihr in die Wangen, und der junge Officier hörte mit heimlichem Entzücken, wie sie mühsam Athem holte.

„Es steht doch noch Etwas darin. Er hat nichts dagegen, daß eine gewisse Jenny von Simmern mit in dieses Gut hineingöge.“

Sie stieß einen leisen Schrei aus und wandte ihm diesmal das volle glühende Antlitz zu; und er blickte sich weiter vor, und diesmal küßte er nicht den Schleier und nicht die Hand, aber ein paar warme, weiche, rosigc Mädchenlippen.

„O Jenny,“ sagte er, „ich möchte kein Gut ohne Dich!“

Sie hatten es nicht bemerkt, daß der Baron Wartotisch sich in diesem Augenblicke nach ihnen umgesehen hatte. Vielleicht wäre es ihnen auch gleichgiltig gewesen.

Sie flogen durch Willen, welche zwischen nackten, schneekandirten Bäumen hindurchblickten. Ueberschneite Kinderfiguren auf Springbrunnen spitzten trüblich den Mund, denn das Wasser fehlte; hinter halbgelbten Fensterscheiben folgten neugierige Augen dem glänzenden Zuge. Straße um Straße kam, und ein Glied nach dem andern löste sich mit fröhlichem Gruß aus der Kette. Endlich fuhren die beiden letzten Schlitten in die Thoreinfahrt und hielten vor dem Hause der Generalin. Ein Dienstmädchen und eine Gesellschafterin traten in die Thür; aber die letztere war nicht mehr jene, welche Klas Latemacher gesehen hatte.

Der Baron reichte der Generalin die Hand, als sie ausstieg, und küßte diese.

„Mögen Sie es bald verschmerzen, eine alte Frau gefahren zu haben,“ sagte die Generalin schalkhaft, deren Gesicht in Wahrheit kein Alter zu kennen schien.

„Sie sind boshaft, gnädige Frau.“

„Nein, nein,“ — wehrte sie ab, ihm das Wort abschneidend, „es sollte kein Wespenstich in die Birne sein, damit Süßigkeit daraus hervorquillt. Ich danke Ihnen, lieber Baron.“

Gegen Abend komme ich, Jenny,“ flüsterte der junge Graf drüben am andern Schlitten, als er die Pantherdecke löste, „bereite die Mama darauf vor. Ich brenne darauf Bräutigam zu werden.“

Die Fußsäcke und Decken wanderten ins Haus, die Damen winkten Abschiedsgrüße, und bald rauschten die beiden Schlitten unter die Einfahrt und hinaus auf die Straße.

„Bartuch,“ sagte der Baron, welcher seinen Schlitten dicht neben dem des Grafen hielt; „bleiben Sie nachher eine Viertelstunde auf Ihrem Zimmer, ehe Sie ausgehen. Ich werde ein paar Augenblicke vorsprechen, um Ihnen Etwas mitzutheilen.“

Der Graf blickte überrascht zu dem etwas älteren Gefährten hinüber, dessen Gesicht ziemlich ernst ausah.

„Sie treffen mich jedenfalls.“

Nach wenigen Minuten trennten sich die Schlitten, und bald nachher saß der junge Graf am warmen Kamin und rieb sich Hand und Knie. Eine Theemachine summt auf dem Tische, leise wie ein schurrender Kater. Der junge Mann lächelte; seine Gedanken schweiften weit über das Zimmer

hinaus; sie tanzten um das blaue Sammetkleid mit Schwanbesatz und um die noch viel schöner blauen Mädchenaugen, in denen sein Glück und seine Zukunft begraben lag. — Nur wenig Stunden noch —

Es klopfte, und Baron Wartotisch stand vor ihm.

„Ich will Sie nicht lange in Anspruch nehmen, Kamerad,“ sagte er, indem er sich einen Stuhl an das Kamin zog. „Vorab aber muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich mit dem, was ich Ihnen sage, mich in Ihre intimen Angelegenheiten dränge. Auch möchte ich constatiren, daß ich keineswegs die Absicht habe, mir den Genuß einer Schadenfreude zu gönnen. Es ist rein kameradschaftliches Interesse für Sie, was mich herführt. Doch zur Sache. Ich habe heute die Gewißheit über Etwas erhalten, was ich bisher nur gemuthmaßt hatte, nämlich daß ein innigeres Verhältniß zwischen Ihnen und der kleinen Simmern besteht. Habe ich Recht?“

„Heute kann ich getrost mit Ja antworten.“

Der Baron stuzte. „Sie sind doch nicht bereits mit ihr verlobt?“

„Noch nicht,“ entgegnete lächelnd der Andere.

„Gut, dann kommt das, was ich sagen will, noch rechtzeitig.“ Er sann einen Moment nach. „Ich hatte einst,“ fuhr er fort, „vorübergehend ein Verhältniß mit einer Person, welche längere Zeit im Hause der Generalin Gesellschafterin war. Sie drängte sich an mich heran, wie leider so Viele.“ Er sagte das mit einem Anfluge von Selbstgefälligkeit.

„Später entließ sie die Generalin plötzlich, und ich benutzte die Gelegenheit, um mich von ihr loszumachen. Ihr verdanke ich eine Mittheilung, welche, soviel ich weiß, in untrer Gesellschaft Niemandem, als mir geworden ist, denn selbst daß Sie darum wissen, scheint mir schwer glaublich, obgleich Sie das nächste Recht darauf hätten. An der Richtigkeit dieser Mittheilung habe ich nach der ganzen Art, wie ich sie empfang, keinen Grund zu zweifeln.“

Er schwieg, während der Andere regungslos ins Feuer blickte.

„Sie glauben doch, wie alle Welt, daß die junge Dame eine entfernte Verwandte der Generalin ist?“

„Nun — wer sonst?“

„Das ist ein Irrthum, den, wie es scheint, die Generalin selbst begünstigt hat. Sie selber weiß über die Herkunft ihrer Adoptivtochter nur soviel, daß sie die Frucht irgend eines heimlichen Verhältnisses in sehr hohen Kreisen ist, denn die Wäsche, welche das Kind mitbrachte, trug eine Herzogskrone eingezeichnet, und außerdem waren demselben baare hunderttausend Thaler Vermögen ausgeworfen worden.“

Der Graf war aufgestanden und blaß wie eine Leiche vor den Baron hingetreten.

„Wenn das wahr ist, dann ist es mir nur unbegreiflich, daß sich die Generalin dazu hergegeben hat, dies Kind zu adoptiren.“

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich weiß das nicht; ich weiß nur, daß sie damals, als ihr Gatte, wie Kind gestorben waren, das Bedürfniß empfanden hat, ein junges Wesen aufzuerziehen. Vielleicht ist sie darum weniger heilig in der Wahl gewesen, vielleicht waltete dabei ich weiß nicht was für eine besondere Beziehung ob. — Ich sehe wenigstens, und ehrlich gesagt, nicht ohne Bemuthung, daß Sie einer solchen Abkunft gegenüber diejenige Stellung einnehmen, die ein Cavalier von Ehre meiner Ansicht nach einnehmen muß.“

„Warum haben Sie nicht früher zu Jemandem über diese Sache gesprochen?“

„Es fehlte jede Veranlassung, und zum Klatschen habe ich keine Anlage.“

Der junge Mann biß sich auf die Lippen. „Glauben Sie wohl, Baron, daß die Generalin mir aus freiem Antriebe reinen Wein eingegossen haben würde, wenn ich um Jenny anzuhalten gegangen wäre?“

„Wenn ich die Generalin recht kenne, ja. Aber ich komme eben deshalb zu Ihnen, um Ihnen Gelegenheit zu geben, einer so peinlichen Situation auszuweichen.“

„Wartotisch,“ sagte Graf Bartuch, und seine Stimme zitterte, „sprechen Sie aufrichtig und nach voller Ueberzeugung: glauben Sie wirklich bestimmt, daß man Ihnen die Wahrheit gesagt hat?“

„Sonst wäre ich nicht hier. Niemand würde froher sein, daran zweifeln zu dürfen, als ich.“

Graf Bartuch setzte sich wieder und stützte den Kopf in die Hand; seine Augen glühten düster und nachdenklich. Endlich reichte er dem Baron die Hand.

„Wollen Sie die Güte haben und auch fernerhin den Gegenstand dieses Gespräches vor Jedermann geheim halten?“

„Das will ich gern versprechen.“

„Schön; ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, so schmerzlich sie für mich sind, und werde sehen, was ich damit anfang.“

Der Baron sprach ein paar tröstende Worte und ging dann. Die Theemachine summt weiter, bis die Spiritusflamme erloschen war. Niemand kümmerte sich um sie. Fritz Bartuch hatte nur Einen Gedanken: daß er seinen Eltern, wie er dieselben kannte, keine Braut bringen durfte, an deren Geburt ein Makel haftete. Sein Herz brannte, sein Körper war wie im Fieber. Wo war die geträumte Seligkeit hin? Zerbrochen, wie man ein Glas zerstmertert.

Durfte er sich wirklich mit der Gewißheit begnügen, welche der Baron ihm geben konnte? War hier keine Täuschung möglich? Und doch — er hatte so bestimmt gesprochen; man mußte ihm glauben. Es war wohl das Beste, sich stillschweigend zurückzuziehen; die Generalin ahnte wahrscheinlich, weshalb es geschah, und der traurige Knoten entwirrte sich leicht, ohne Clat, ohne die martevollen Minuten der Erörterung, gegen die das Zartgefühl des jungen Mannes sich aufs äußerste empörte.

Wenn er nur das Eine unterlassen hätte, Jenny zu bitten, daß sie die Generalin auf seine Werbung vorbereiten möge; wenn es nur nicht das Unglück so gefügt hätte, daß man ihn gerade heute erwartete!

Die Zeiger der Wanduhr rückten vorwärts, unerbittlich, mit peinlicher Siderheit, und der Graf Fritz Bartuch sah es und rang mit wachsender Hast nach einem Entschlusse.

Wenn nur das Herz nicht gewesen wäre, das dumme, pochende, brennende Herz, welches durchaus nichts davon wissen wollte, daß man ihm mit Gewalt zu entreißen drohte, was ihm zuvor so fest und tief eingewurzelt worden war.

Halt! — Wie, wenn er die Quelle näher untersuchte,

aus welcher der Baron geschöpft hatte? Vielleicht daß er das Weib auffand, welches diesem das Geheimniß der Generalin verrathen hatte; vielleicht daß er hier nähere Mittheilungen erhielt, die seine Zweifel in der einen oder andern Richtung in Gewißheit verwandelten!

Er sah noch einmal nach der Uhr; sie zeigte nahe vor sechs. Er ging an seinen Schreibtisch, nahm eine Karte und schrieb, daß er dringender Umstände halber erst spät oder gar nicht kommen könne. Dann convertirte er sie, bezeichnete sie mit der Adresse „Jenny von Simmern“ und gab dem Diener Weisung, den Brief zu befördern.

Er selbst griff nach seiner Mütze und ging zur Wohnung des Barons, den er nicht zu Hause fand. Es fiel ihm ein, daß er um diese Zeit ein Kaffeehaus zu besuchen pflegte, welches in der Nähe lag. Dort war er in der That. Er kam dem Grafen entgegen und blickte ihm bedauernd in das aufgeregte, blaße Gesicht.

„Wartotisch,“ sagte dieser heiser, „wollen Sie mir den Namen des Franzimmers sagen, welches Ihnen die bewußte Mittheilung gemacht hat?“

„Sie hieß Marie Ernesti. Was wollen Sie thun?“

„Ist sie verheirathet? Lebt sie in Berlin?“

„Ich weiß es nicht; ich bin ihr seit fünf Jahren nicht ein einziges Mal begegnet.“

Der Graf stampfte mit dem Fuß auf. „Teufel,“ sagte er, „ich muß sie finden.“

„Lassen Sie uns den Adresskalender nachsehen. In dem einen Falle, daß sie ihren Namen noch führt und sich hier noch aufhält, ist sie Ihnen sicher.“

Er rief einen Kellner, der das gewünschte Buch brachte. Der Name stand drin, die Dame war als Klavierlehrerin bezeichnet. Der Graf Bartuch verabschiedete sich zerstreut, warf sich draußen in eine Droschke und war bald an Ort und Stelle.

Während er den Wagen auf der Straße halten ließ, durchschritt er einen jener dunklen Höfe, welche mit die Nothwendigkeit unbehaut erhält, den Bewohnern des umschließenden Casernenquarres Licht und Luft und einen Ausgang nach der Straße zu lassen. Er ging an mehreren Thürnen vorbei, bevor er auf einer der ausgehängten Mietertafeln den gesuchten Namen fand. Ein paar Kinder, welchen der schmutzige Husar aufstiel, hörten mit ihrem Spiel auf, um sich in seine Nähe zu drängen, und aus den Fenstern fuhren ein paar weibliche Köpfe, die sich neugierig herabbeugten.

Er ging die schmale Treppe hinauf und stand vor einem Zimmer des zweiten Stockes still, aus dem, von ungebörter Hand entlockt, die Töne eines Pianos hervordrang.

Graf Bartuch schöpfte tief Athem, nahm die Mütze ab und strich sich über das wirre Haar. Sollte er keine Beklemmung empfinden, hier, wo er vor der Hand seines Schicksals stand?

Eine Dame öffnete dem Klopfenden, und wer jene Marie gesehen hatte, welche einst das Kind Klas Latemacher's in sein neues Daheim eingeführt hatte, mußte sie wiedererkennen. Es war dieselbe brünette, ziemlich energische Gesicht, nur älter und frauenhafter. Sie blickte den jungen Mann mit voller Ueberraschung an, während sie die Thür weiter aufschob und zum Näherreten einlad.

Der Graf nannte seinen Namen und bat um eine kurze Unterredung. Ein Paar scharfer Kinderaugen am Clavier, welche verflohen durch die Stuhllehne schielten, wandten sich auf einen Wink der Dame wieder den Notenblättern zu, in dessen die Beiden den nicht ohne Eleganz ausgestatteten Raum durchschritten. Im Nebenzimmer nahmen sie auf dem Divan Platz, und Fräulein Ernestine musterte noch einmal rasch die blühende Männergestalt vor sich.

„Gnädiges Fräulein waren, wenn ich recht vermute, einst in der nächsten Umgebung der Generalin von Simmern,“ hub der Graf nach kurzem Besinnen an, indem er die Blicke umstet im Zimmer umherfludern ließ.

In den Augen der Dame blitzte es böse, und sie richtete sich ein wenig auf.

„Allerdings.“

„Vielleicht wissen Sie dann Näheres über das Verhältniß jenes jungen Mädchens zu ihr, welches ihre Adoptivtochter geworden ist. Man ist allgemein der Ueberzeugung, sie sei eine weitläufige Verwandte der Generalin.“

Die Dame schien mit sich selber zu kämpfen. Vielleicht, daß sie doch Grund hatte, die Generalin nicht herauszufordern. „Verzeihen Sie, aber ich spreche nicht gern über so heikle Dinge mit Fremden.“

Der Graf wurde ungeduldig. „Ich habe einen Freund, der sich um die junge Dame bewirbt, und gebe Ihnen mein Ehrenwort als Cavalier, daß wir Alles aufbieten werden, um Ihnen durch den Gebrauch, den wir von Ihren Mittheilungen machen sollten, und der ein sehr beschränkter und privater sein wird, keine Verlegenheiten zuzuziehen. Ueberdies wünschen wir Nichts, als die Bestätigung von Etwas, worüber wir bereits unterrichtet sind.“

Sie blickte den Officier noch immer zweifelnd an und spielte kokett mit einer Gardinenquaste, welche sie vom Fenster herübergezogen hatte. „Daß ich Ihnen sichere Auskunft geben kann, werden Sie nicht bezweifeln, wenn ich Ihnen sage, daß außer der Generalin nur ich noch zugegen war, als ihr das Kind gebracht, und über seine Aufnahme verhandelt wurde. Nun denn,“ — fuhr sie entschlossen fort. „Ich habe Grund genug, Niemanden von der Gesellschaft zu schonen. Sie wissen vielleicht, daß die Generalin durch die Zeitung den Versuch machte, ein Kind von aristokratischer Herkunft zum Adoptiren zu erlangen. Eines Abends wurde durch einen Mann jenes Mädchen heraufgebracht, welches jetzt Jenny von Simmern heißt,“ — sie sprach den Namen mit malitiossem Accent. „Mit seiner Abkunft stand es aber bedenklich, denn aus den Reden des Mannes ergab sich zweifellos, daß es zwar aus sehr hohen Kreisen stammt, — ich selber habe die Herzogskrone aus der Wäsche getrennt, — aber —“

Der Officier erhob sich plötzlich.

„Wollen Sie nicht noch mehr über das süße Kind hören?“ sagte sie mit spitzer Stimme, indem sie mit heimlichem Vergnügen die Aufregung des jungen Mannes beobachtete.

„Ich danke; ich habe genug. — Noch Eins,“ fügte er plötzlich hinzu; „hat die Adoption gar keine Schwierigkeiten gemacht?“

„Der Kammerherr Raven, der alte Anbeter der Generalin, hat bei Hofe nachgeholfen; nun, er wird wohl keine so großen Hindernisse gefunden haben. Uebrigens war die Generalin

so vernarrt in den kleinen Affen, daß sie das Unmögliche möglich gemacht hätte. Außerdem waren ja auch die Erziehungsgelehrer ein ganz hübscher Zuschuß." — Sie lachte kurz und böshast auf.

Fritz Bartuch verließ mit hastiger Verneigung das Zimmer, ohne eine Begleitung der Dame abzuwarten, deren Auge ihm spöttisch folgte.

"So, mein gnädiges Fräulein," murmelte sie; "man muß unangreifbar sein, wenn man Marie Ernesti aus dem Hause drängen will. Paradiesisch unschuldig war sie freilich nicht, und ein wenig beißen konnte sie auch. Haha!" — "Du würdest gut thun, Deine Finger in Bewegung zu setzen, Charlotte!"

Denselben Abend wartete Jenny von Simmern mit ihrer Mutter vergeblich auf den Husarenlieutenant Grafen Bartuch. Er kam auch am folgenden Tage nicht; ja es vergingen Wochen, und er hatte sich noch immer nicht wieder sehen lassen, obwohl er doch in Berlin war. Sie hörten nur, daß er menschenscheu und blaß sei und sich um nichts weiter kümmern, als um seinen Dienst. Aber Jenny von Simmern war vielleicht noch blässer, als er; ja es gab Stunden, wo sie verweinte Augen hatte. Freilich konnte Niemand von diesen Augen erzählen, denn Niemand hatte sie gesehen, als die Generalin, und diese verrieth nichts davon. Sie streichelte mir die blaffen Wangen und küßte die verweinten Augen so schmeichelnd leise, wie es bloß eine Mutter zu thun vermag, und sprach tröstende Worte.

"Es muß Alles noch klar werden; habe Geduld, mein liebes Kind!"

(Schluß folgt.)

Der Brief aus der Residenz.

Zur Originalzeichnung von Gussow.

Sie waren — das gute alte Ehepaar, Herr und Madame Schnofel — sie waren eben im Begriff, mit der Frau Nachbarin und Combattantin sich auf das Feld der Ehre, den Wochenmarkt, zu begeben, wo sie ihren selbst gepflanzten Kohl und die mehr angejahrten, als angemästeten Hühner und Tauben so theuer als möglich an die Köchin zu bringen suchten, als der Briefträger ein Schreiben ihres Sohnes in der Residenz überreichte. Das ist so wichtig, daß selbst die Gevatterin, die vor Eile und Geschäften vorhin kaum die dritte Tasse Kaffee annehmen wollte, ihre Kunden vergißt und sich wieder setzt. Dörthe, die Tochter, in einem sehr einfachen Costüm à la jardinière, übernimmt selbstverständlich das Vorlesen. Sie ist von den Anwesenden zuletzt in der Schule gewesen und führt außer Rechnen und Grabscheit die Bücher der Firma Schnofel. Nur um das mütterliche Ansehen zu wahren, legt die alte Dame die Brille neben sich. Papa Schnofel ist nicht nur im Lesen und Schreiben schwach, sondern auch ein „bissel“ taub; er muß sehr aufpassen, wenn er nicht durch Zwischenfragen den Unmuth seiner schöneren Hälfte erwecken will.

Die Nachbarin neigt mit der ernstesten Miene Jemanden, welchen die Geschichte eigentlich nichts angeht, aber ungeheuer interessiert, den Kopf zur Brust.

Das ist der Vorgang, den der Künstler in Farben zu schildern werth gefunden. Die Scene spielt zwar in einem sehr bescheiden möblirten Gemach, das Ereigniß an sich macht keinen Anspruch auf großen pastosen Vortrag, nichtsdestoweniger besitzt das Bild diejenigen Eigenschaften, welche Auerbach's Herr Collaborator mit einem seiner tausend Gedanken*) vom echten Genremaler verlangt: „es malt den Hochpunkt eines Lebens, so daß man vor- und rückwärts den Personen ihre Geschichte abliest.“

D wir sind um den Beweis nicht verlegen!

Erforschen wir vor Allem, was der Sohn schreibt! Eins scheint zweifellos zu sein: wir haben es, Gott sei Dank, mit keinem Feldbrief zu thun. An der „Lectüre des Feldbriefes am häuslichen Herd“ hat sich der Malerpinsel in den Jahren 70—72 völlig erschöpft. Es müssen andere, als kriegerische Mittheilungen sein, welche die Vorleserin verächtlich lächeln, die Mama runde Gichtbrüchenaugen machen, die „Unparteiische“ die hejnhne Rechte so aufspitzen läßt.

Das Lächeln der Eltern ist nur scheinbar, es sind die Grübchen, die das Alter uns gibt, wenn es die Zähne uns nimmt. Ernst, furchtbar ernst ist die Sache, und zwar wird sie, kann sie keine geringere sein, als die Entdeckung, daß Schnofel jun. mit irgend einer besenschwingenden Tochter der Residenz sich verheirathet will.

Eine Epoche in der Geschichte dieser Familie! Der Sohn, der Erbe des Namens und der Kohlköpfe droht mit einer Mesalliance.

Denn das ist die angekündigte Alliance in den Augen der Nachbarin, deren Tochter weder eine „Auswärtige“, noch ein Mädchen ohne Geld ist, wie in den Augen der Mutter Schnofel, die von Anbeginn dagegen war, daß ihr Sohn in Sodom und Gomorra Arbeit und Verdienst gesucht. Der Vater kommt noch nicht in Frage, er paßt zwar furchtbar auf, aber außer der Gewißheit, daß der Brief von seinem Sohn ist, weiß er noch nichts Gewisses. Dagegen ist seine weibliche Descendenz entschieden für die Liebenden.

Indem der Maler auf den Fenstersims ein Dintenfläschchen setzte, ließ er uns, wie der Collaborator fordert, die Geschichte auch „vorwärts“ sehen: Sobald die gewöhnlichen Gespräche erledigt sind — selbstverständlich werden heute auf den Preis sämtlicher Vicualien mindestens zwanzig Procent zugeschlagen — wird man im Hause Schnofel unverzüglich die diplomatischen Unterhandlungen eröffnen. Dörthe muß dem mißrathenen Bruder im Lapidarstil antworten: Aus dieser Heirath wird Nichts!

Doch ebenso gewiß ist, daß Dörthe den Brief nicht ohne ein heimliches Post scriptum abgehen lassen wird: „Du weißt, wie die Eltern sind. Da heißt es eben fest bleiben. Von mir aus kannst Du Deine Herzallerliebste, meine künftige Schwägerin, schönstens grüßen.“

H.

Bis aus der Keimknospe eine Birne wird.

Von Maurus Tokai.

Ich besitze einen Birnbaum, der herrlich gedeiht. Ich kaufte ihn von meinem Freunde, dem Kunstgärtner und Botaniker Franz Entz in Pest. Zwar muß ich gestehen, daß ich bis heute nicht weiß, zu welcher besonderen Art Birnen seine Birnen gehören, doch da dies Bäumlein am schönsten unter allen aufwächst, so wird ihm meine besondere Gunst zu Theil, die darin besteht, daß ich ihn alljährlich sorgsam beschneiden lasse. Auch der Franzose benennt „Favori“, was er sorgfältig zuzufügt; nur daß er darunter einen „Schmurrbart“ versteht.

Ich könnte mit einer ausführlichen Biographie dieses Baumes dienen, hätte sie für Andere so viel Interesse, wie für mich, könnte erzählen, wie das Ding erst nur vier Nestchen hatte, als es sich zu belauben begann; wie der Wind einen der Zweige abbrach; wie ein anderer wieder nachwuchs; wie ich eine geringelte Raupe daran entdeckte; wie der Blattwickler sich aus den jungen Schößlingen Cigarren zurecht drehte u. s. w. Aber das würde Niemanden fesseln.

Ich begimme daher erst bei der Epoche, als ich bei herblicher Beschneidung gewahr wurde, daß sich Keimknospen an den Astnoten zeigten. O, war das eine Vaterfreude des Gärtners, die erste Keimknospe wahrzunehmen an einem Baum, den wir selbst gepflanzt! Ich zählte nach, wie viele ihrer waren. Genau ihrer hundert waren es. Ich zählte sie nochmals, wobei ich durch meinen Rückschlag leider eine herabstreifte. O, wie ich diesen Einen Keim bedauerte! Ich dachte darüber nach, ob man ihn nicht wieder zurückversetzen könne? Denn Welch ein Schaden! In solch einem Keime steckt schon die ganze Birne, und nicht nur eine, wenigstens ein halbes Duzend! Ohne Zweifel alle wohlriechend und zuckerhaft und ihr Fleisch zart wie Butter. Und nun ist die Knospe vorzeitig gebrochen! Trauernd preßte ich sie zwischen die Blätter irgend eines Buchs.

Somit verblieben am Baume noch neunundneunzig Fruchtkeime.

Im Frühjahr beschaute ich mir aufs neue das Bäumchen; es hatte noch alle neunundneunzig Blüthendolden; sie schwellten hübsch, entwickelten sich, brachen auf. Eines Morgens breiteten sich auf der Südseite alle Blüthen sozusagen mit voller Brust aus. Andern Tags war's Charfreitag; Nachts kam ein zwei Grad minus pfeifender Wind; davon erfroren denn an meinem Bäumchen all die Blüthen, welche sich schon geöffnet hatten, und nur jene blieben übrig, die geduldig genug gewesen, noch Knospen zu bleiben. Es gab nur noch fünfzig Blüthen an meinem Bäumchen.

Diese habe ich dann aber gehörig gehütet.

Morgens, Mittags, Abends ging ich auf Patrouille aus gegen des Bäumchens mörderische Feinde, deren es leider nicht wenige gab.

Zuerst kam der graue Skarabäus. Dieser Brave besitzt immer Lust in den Blüthenfeld zu kriechen und sich die Zukunftsrüchte herauszuzahlen. Trotz meiner rasch einander folgenden Razzias zerstörte er mir doch zwanzig Procent meiner Blüthen.

Als seine Season vorüber war, kam der lilafarbige Rüsselkäfer. Was dieser für einen Genuß darin findet, den Stengel der Früchte mittelst seiner Scheere abzuknippen, verstehe ich nicht, doch erwischte ich täglich ein paar solche Schurken in flagranti. Auch diese brachten mich um zwanzig Procent meiner Hoffnungen. Den größten Respekt aber habe ich vor dem älteren Bruder, den goldflügeligen Nüssler. Denn kaum hatte Beckebub seinen jüngeren Bruder geholt, kaum hatten sich die Früchte zu vergrößern begonnen, trat jener sofort in die Fußtapfen des Andern, kam mit seinem langen Bohrer an und bohrte in die Frucht und legte seine Eier in das Bohrloch, mochte nun das Obst faul werden oder nicht! Das hatte wenigstens Sinn. Der Mutterliebe dieses Nüsslers fielen wieder zwanzig Procent meiner Birnen zum Opfer.

Wenn ich gut rechnen kann, so hatte ich nunmehr nur noch fünf und zwanzig Birnen auf dem Bäumchen. Aber diese wuchsen sich herrlich aus. Ihre Haut war für das Bohrwerkzeug der Nüssler bereits zu dick, und ich überlegte schon: davon schide ich zwei dem Entz, zwei dem Redacteur der „Sonntagszeitung“, zwei u. s. w., u. s. w.

Da kam ein großer Wind und schüttelte im Nu ein Duzend herunter.

So verblieben noch dreizehn. Eine ominöse Zahl.

Ah, für den Rüsselkäfer war die Haut der Herbstbirne allerdings zu hart, aber nicht für den Reißbohrer des Rosenkäfers. Denn die gütige Natur hat verschiedenes Wild mit allerlei Schneide-, Bohr- und Sprengwerkzeugen versehen, damit, wenn das eine Thierchen erlahmt, ein anderes jogleich die Arbeit fortsetzen könne. So verblieben mir denn nicht mehr, als sechs Birnen am Baum.

Von hundert sechs! Genau gesetzliche Zinsen.

Sie rötheten sich hübsch, wuchsen sich aus. Es war eine Wonne, sie anzusehen. Da fielen eines schönen Tages die Wespen darüber her. Indem sie sich das Fleisch schmecken ließen, höhlten sie das Innere so gründlich aus, daß von drei Birnen nur die Haut verblieb.

Aber diese letzten Drei theilte ich nun mit Niemand mehr. Doch wie sie schätzen? Ich fertigte eine Crinoline aus Tüll für die drei Birnen an und nähte jede einzeln an den Baum, daß ihnen weder Sturm noch Hagel, noch irgend ein Mordkäfer beikommen konnte.

Eines Morgens — ich war eben aufgestanden — schaute ich mir meinen Baum an und entdeckte an ihm von den drei Crinolinern nur noch eine, in demselben Moment flog auch eine Goldamsel auf und davon. Sie hatte zum Frühstück die zwei größeren Birnen verzehrt.

Also nur noch Eine! Wie aber, wie soll ich dies theure Leben versichern?

Schließlich hing ich um den ganzen Baum eine Art Drahtbauer, in dem die große Birne ruhte. Nun konnte auch kein Vogel mehr an sie gelangen.

Und morgen wird sie gepflückt, ich werde sie der Reihe nach im Kreise meiner Familie herumgeben und diese sich an ihrem Duft laben lassen, und nachdem wir uns am Anschauen drei Tage lang erquickt, kommt mein Namenstag, und ihm zu Ehren schneide ich dann die Birne in so viel Theile, als Gratulanten kommen; Jeder soll sie kosten, Jeder muß sie loben. So soll es sein!

Ja wohl —

Meine allerletzte Birne und den Käfig dazu stahl mir Nachts irgend ein ehrlicher Mensch!

An diesen Wurm hatte ich nicht gedacht!

Japans Literatur.

Von Eufemia von Rudriaffsky.

So viel uns auch durch Reiseberichte über Japan, Beschreibung des Landes, seiner Sitten und Gebräuche, in dem letzten Jahrzehnt kundgegeben wurde, während dessen sich das Land der aufgehenden Sonne nicht nur der europäischen Civilisation geöffnet, sondern auch seine Unterthanen nach weit und breit ausgesendet, um den Westen und seine Vorzüge kennen zu lernen, ist uns doch die Literatur des interessanten Volkes noch wenig zugänglich geworden, und es ist der Grund ein ziemlich naheliegender. Das Studium der japanischen Sprache, namentlich der Schriftsprache, welche auch einige Kenntnisse im Chinesischen nöthig macht, konnte von Europäern, welche dort theils politische, theils Handelsinteressen vertraten, nicht so eingehend betrieben werden, um uns die geistigen Schätze des Volkes näher zu bringen. Die Japaner aber, welche sich kopfüber und mit Erfolg in das Studium der europäischen Sprachen gesürzt haben, finden in der ihnen bisher fremden Literatur des Westens, wenn sich diese auch nur zum praktischen Nutzen dienlich erweist, so viel Arbeit, daß sie nicht im entferntesten daran denken, uns ihre fremde literarische Welt aufzuschließen. So ist uns z. B. im Gegenatz zu den Uebersetzungen aus der noch weit schwereren chinesischen Sprache, aus der mehrere Dramen durch Bazin in die französische übertragen wurden, kein einziges japanisches Drama zugänglich gemacht worden, abgesehen von einigen kleinen Proverbes, welche die Lesewelt ebenso wie einige größere Novellen, Geister- und Kindergeschichten, und last not least — sehr werthvolle japanische Predigten, die ich in meinem Buche über Japan vollständig übersezt habe, dem tüchtigen Sammler A. B. Mitford verdankt. Zur genaueren Kenntniß eines Volkes gehört aber nothwendig ein Einblick in seine Literatur. Wenn Dickens und de Rosny uns Beispiele japanischer Dichtungsweise gegeben, so verdanken wir Mitford werthvolle Proben japanischer Prosa. Aus diesen habe ich nun eine kleine Blumenlese getroffen, worin einige Neigungen und Richtungen der Japaner besonders charakterisiert sind. Die Zauberer- und Thiermetamorphose eine Rolle spielt, geben in der Vampyrkake von Nabesima eine seltene Probe von Unterthanentreue in der Gestalt des Soldaten Itō Soda, zugleich Andeutungen der merkwürdigen Formlichkeit und Umständlichkeit der Japaner. In der Geschichte „der Prinz und der Dachs“ ist der strengbiblischen Regel, Aug' um Aug', Zahn um Zahn, Rechnung getragen, indem der alte Fürst seinen Sohn um eines Mordes willen selbst tödten will. In den „dankbaren Fischen“ tritt die Schonung, welche der Buddha cult seinen Anhängern, den Thieren gegenüber zur Pflicht macht, schlagend hervor, endlich ist in den Kindergeschichten mancher seine Zug bei allgemeiner Harmlosigkeit nicht zu verkennen. So mögen denn diese kleinen Versuche auch dem deutschen Leser einen Einblick in diesen Theil japanischer Culturgeschichte bieten, nicht ohne Vergnügen und Nutzen zu stiften vorübergehen, und manchen eifrigen Forscher anspornen, die verschlossenen Pforten des japanischen Sesam zu sprengen, welche sich den Zaubervorten: Fleiß und Forschergeist ohne Zweifel eröffnen werden!

Zauberer- und Kindergeschichten.

Kazen, Füchse und Dachs werden von den Japanern mit abergläubiger Furcht betrachtet, und es wird ihnen die Macht zugeschrieben, jeweilig menschliche Gestalt anzunehmen, um ihre Zauberkünste ungestörter treiben zu können. Gleich den Elfen in unsern Märgen, ist ihr Gebahren mitunter feindselig, mitunter freundlich. Behandelt man sie gut, so sichert man sich mächtige Bundesgenossen, wehe aber dem, der sie beleidigt; die bösen Folgen werden für ihn und die Seinigen nicht ausbleiben. Daß Füchse und Kazen allerwärts gleich bösen Geister angesehen werden, ist nicht neu, wohl aber das Einbeziehen der Dachs in den großen Verband der Geisterwelt. Auf der Insel Sifoku, im südlichsten Theile Japans, wird der Dachs mit ganz besonderer Ehen und Verehrung betrachtet. Er spielt dort nebst anderen Schurkenreichen den Wegelagerer in einsamen Gegenden und wartet auf verspätete Reisende. Zeigt sich ein solcher, dann holt er tief Athem, bläst den Leib auf und trommelt mit der zur Faust geformten Fote darauf, wodurch ein so klägliches Ton entsteht, daß der Wanderer stutzig wird und demselben nachgeht. Dieser berückt das Ohr, wie der Irrewisch das Auge, und führt den Armen ins Verderben. Am kräftigsten wirkt die genannte Thiertrilogie auf die Menschen durch das mächtige Agens der Liebe. Kein deutscher Poet hat je eine so verführerische Undine geschildert, wie sie häufig in den japanischen romantischen Erzählungen vorkommt; der echte Held erkennt und tödtet sie, der schwache Sterbliche unterliegt.

Die japanischen Novellenbücher sind reich an Schilderungen der von diesen Geschöpfen ausgeführten Streiche, welche auch als Geisteser in den alten Adelsfamilien eine bedeutende Rolle spielen. Was nun die Kazen in Japan betrifft, so findet man dort auch schwanzlose wie auf der Insel Man. Die Kazen von Jeddo haben als Mäusefänger einen schlechten Ruf, weil sie von den Frauen zu sehr verwöhnt werden. Die Vampyrkake von Nabesima, deren Geschichte hier erzählt wird, war, gleich dem böhmischen Löwen, mit zwei Schwänzen versehen.

In den folgenden drei Erzählungen finden wir die Kaze und den Dachs von der schlimmsten, den Fuchs aber von der edeln Seite geschildert.

Die Vampyrkake von Nabesima.

In der Familie Nabesima, aus der alle Fürsten der Provinz Hizen in Japan hervorgegangen, hat sich die Sage einer Vampyrkake erhalten, von der einer dieser Fürsten bezaubert und gequält wurde.

*) Tausend Gedanken des Collaborators. Von Berthold Auerbach. (Berlin, Verlag von A. Hofmann u. Co. 1875.)

Unter den Nebenfrauen desselben befand sich eine von ausnehmender Schönheit, Namens O'Toyo, welche er vor allen andern liebte, da ihre Reize und Vortrefflichkeiten nicht ihres Gleichen hatten.

Eines Tages ging der Fürst und O'Toyo in dem Garten des Palastes spazieren, wo sie bis Sonnenuntergang den süßen Blumenduft einhauchten, auf ihrem Rückweg aber gar nicht bemerkten, daß ihnen eine große Kage folgte. Als O'Toyo ihrem Herrn und Geliebten gute Nacht gewünscht hatte, zog sie sich in ihr Gemach zurück. Um Mitternacht erwachte sie plötzlich und sah neben sich eine große Kage, die ihre stechenden Augen auf sie gerichtet hielt. Als sie sich mit einem Aufschrei erhob, sprang das Thier auf sie, bohrte seine spitzen Zähne in ihre zarte Kehle und erwürgte sie grausam. Welch' entsetzlicher Tod für eine so schöne Dame, geliebt und bewundert von einem hohen Herrn und nun von einer Kage todtgebissen! Das abscheuliche Thier grub unter der Veranda ein tiefes Loch in die Erde und legte O'Toyo's Leichnam hinein. Dann nahm es die Gestalt der Gemordeten an und begann seine Zauberkünste an dem Fürsten zu üben.

Dieser hatte natürlich keine Ahnung, daß seine schöne und reizende Geliebte eigentlich ein falsches grausames Thier sei, welches den Tod seiner theuren O'Toyo herbeigeführt und ihre Gestalt angenommen, um ihn, in Vampyrart, das Blut auszusaugen. Von Tag zu Tag schwanden seine Kräfte immer mehr und mehr, seine gesunde Farbe wich einer tödtlichen Blässe; es unterlag keinem Zweifel, daß er einem schweren Leiden verfallen war. Seine rechtmäßige Frau, sowie seine Rathgeber empfanden ernstliche Besorgnisse, sie beriefen die Aerzte, welche mehrere Mittel anordneten; allein je mehr er davon nahm, um desto schlimmer wurde sein Zustand, und jede Behandlung scheiterte an der offenbar unheilbaren Krankheit. Besonders litt er zur Nachtzeit, wo sein Schlaf von den furchtbarsten Träumen gestört wurde. Da beschloffen seine Räthe, jede Nacht hundert seiner Diener zur Wache zu beordern; seltener Weise aber wurden diese bereits um zehn Uhr von einer unerklärlichen und unwiderstehlichen Schläfrigkeit befallen, so daß sie in kurzer Zeit im tiefsten Schlafe lagen. Nun er schien die falsche O'Toyo um Nacht, bis sich endlich drei von den Räten entschlossen, die Nachtwache selbst zu übernehmen, um den Grund dieser seltsamen Betäubung zu entdecken; doch ging es ihnen nicht besser, als ihren Vorgängern; um zehn Uhr lagen sie gleichfalls im tiefsten Schlafe. Da hielten sie am nächsten Morgen eine ernsthafte Berathung und ihr Chef, Jahaya Buzen, sagte:

„Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß hundert Diener plötzlich in dieser Weise machtlos werden. Die Ursache, welche die Krankheit unseres Herrn und die Unthätig-

keit seiner Diener hervorruft, kann nur in Zauberei zu suchen sein. Da unsere Bemühungen bisher erfolglos waren, wollen wir uns an Ruiten, den Oberpriester des Tempels Miho In, wenden und ihn ersuchen, seine eifrigen Gebete für die Herstellung des Fürsten an die Götter zu richten.“

Die anderen Räthe stimmten ein, gingen zu dem Priester Ruiten, welcher die verlangten Litaneien zu recitiren versprach und dieses allnächtlich gewissenhaft vollzog. — Eine Nacht, als er eben damit zu Ende war und sich anschickte,

„Wollt Ihr die Güte haben und bei mir eintreten?“

„Wenn Euer Ehrwürden es gestattet.“

Darauf begab er sich zu dem Priester.

Ruiten sprach jetzt zu ihm:

„Herr, ich kann Euch meine Bewunderung nicht genug ausdrücken, daß Ihr, noch so jung, Euch bereits als einen so ergebenen Unterthan erweist. Ich bin Ruiten, der Oberpriester dieses Tempels und beauftragt, für das Wohl meines Herrn zu beten. Wie ist, ich bitte, Euer Name?“

„Ich heiße Jto Söda und diene in den Fußtruppen von Nabesima. Seit mein Fürst krank ist, hege ich den lebhaftesten Wunsch ihn zu pflegen, da ich aber nur ein gemeiner Soldat bin, und daher nicht den gehörigen Rang besitze, der mir gestattet in seine Nähe zu kommen, bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als Buddha um seine Wiederherstellung anzuflehen.“

Als Ruiten diese Rede hörte, vergoß er Thränen der Bewunderung über Jto Söda's Anhänglichkeit und sagte: „Eure Absicht ist in der That eine sehr löbliche; allein wie seltsam ist auch die Krankheit, an welcher unser armer Fürst leidet! Jede Nacht wird er von den fürchterlichsten Träumen gequält, und die Diener, welche bei ihm wachen, überfällt eine unerklärbare Schläfrigkeit, so daß sie sich unmöglich wach erhalten können. Es ist sehr wunderbar!“

„So ist es,“ erwiderte Söda nach kurzem Nachdenken; „es kann nur Zauberei allein Schuld daran sein. Wäre es mir erlaubt, eine Nacht bei dem Fürsten zu wachen, so wollte ich sehen, ob ich diese Betäubung nicht überwinden und das Gespenst entdecken könnte.“

Da sprach endlich der Priester: „Ich stehe zu dem ersten Rathgeber des Fürsten, Jahaya Buzen, in freundschaftlichen Beziehungen. Ich werde ihm von Euch und Eurer Ergebenheit erzählen, und ihn bewegen, Eurem Wunsche zu willfahren.“

„In der That, Herr, ich bin Euch dankbar. Kein eigennütziger Gedanke an Beförderung bestimmt mich, wenn mein Plan gelingen sollte; ich wünsche nichts, als meinen Fürsten geheilt zu sehen. Ich empfehle mich Euch zu Gnaden!“

„Wohl! morgen Nachts könnt Ihr mich zu des Fürsten ersten Rathgeber begleiten.“

(Nun folgt eine ebenso ceremonielle Unterredung des Oberpriesters mit dem Minister, welcher letzterer schließlich einwilligt.)

In der folgenden Nacht findet sich dem Jto Söda im Palast des Fürsten ein, wo er, nachdem er seine Vorbereitungen getroffen, sich anschickte, vereint mit den andern hundert Gefährten, die Wache in des Fürsten Gemach anzutreten.

Der Prinz schlief im Mittelpunkte des weiten Gemachs, und die hundert Diener, welche ihn umgaben, strengten alle ihre Kräfte an, um sich durch witzige und heitere Gespräche wach zu halten. Je näher aber die zehnte Stunde heran-



Der Brief aus der Residenz. Originalzeichnung von Gussow.

sein Lager aufzusuchen, hörte er in dem Garten ein Geräusch, als ob sich Jemand an dem Brunnen waschen würde. Er blickte aus dem Fenster und bemerkte einen jungen, schönen, beiläufig vierundzwanzig Jahre alten Soldaten, der, nachdem er seine Abwaschung vollendet, sich ankleidete und vor der Bildsäule des Buddha heiße Gebete für die Wiederherstellung des Fürsten zum Himmel sandte. Ruiten betrachtete ihn mit Bewunderung, und als der junge Mann sein Gebet beendet und sich anschickte, den Garten zu verlassen, rief ihn der Priester an:

„Herr! ich bitte, verzieht noch ein wenig, ich muß mit Euch sprechen.“

Zu Eurer Ehrwürden Diensten. Was wünscht Ihr von mir?“

rückte, desto matter wurden sie, und trotz aller Widerstandsversuche versanken sie nach und nach in tiefen Schlaf. Nicht besser ging es Itō Sōda, welcher eine unüberwindliche Schläfrigkeit empfand, und obgleich er mancherlei anwandte, derselben Meister zu werden, war doch alles umsonst. Da griff er nun zu einem verzweifeltsten Mittel, wozu er bereits Vorkehrungen getroffen hatte. Er zog ein Stück geölten Papiers aus der Tasche, breitete es über die Matten und setzte sich darauf. Dann nahm er ein kleines Messer aus seinem Dolchfutteral und stach es sich in den Schenkel. Für einige Zeit hielt ihn der Schmerz, den er in der Wunde fühlte, aufrecht; da aber der Schummer, gegen den er ankämpfte, das Werk einer geheimen Zauberkrast war, wurde er immer wieder vom Schlaf überfallen. Da drehte er das Messer einige Male in der Wunde um, so daß der Schmerz mit erneuerter Heftigkeit auftrat, und er im Stande war sein Wächteramt zu vollführen. Das geölte Papier, welches er aufbreitet hatte, sollte das Beschnümen der Matten durch das Blut verhindern.

Auf diese Weise war Itō Sōda der einzig Wachende im Gemache, während die Andern fest schliefen. Da öffneten sich plötzlich die Schiebhüren, und eine weibliche Gestalt schritt herein, welche, als sie näher trat, sich den Blicken Itō Sōda's als eine auffallend schöne Frau von ungefahr dreiundzwanzig Jahren zeigte. Sie blickte vorsichtig um sich, und sobald sie sicher war, daß alle Wachen schliefen, lächelte sie verschmitzt und näherte sich dem Lager des Fürsten, als sie plötzlich einen Wachsamern bemerkte. Sie schien betroffen, ging aber auf Sōda zu und sagte: „Ich habe Dich noch niemals hier gesehen, wer bist Du?“

„Mein Name ist Itō Sōda, und diese ist meine erste Nachtwache.“

„Ein mühsames Geschäft in der That; wie kommt es aber, daß Du allein unter allen Schlafenden im Stände bist Dich wach zu erhalten? Du bist ein verlässlicher Wächter.“

„Dabei ist keine Prahlerei; ich schlafe eigentlich so fest wie die Andern.“

„Was bedeutet die Wunde an Deinem Bein? Es blutet.“

„O, ich fühlte große Schläfrigkeit und stieß mir das Messer in das Bein, um wach zu bleiben.“

„Welche wunderbare Ergebenheit!“ sagte die Dame.

„Ist es nicht die Pflicht eines jeden treuen Dieners, sein Leben für seinen Herrn zu opfern? Und ist solch ein Riß nur werth, daß man davon spricht?“

Darauf näherte sich die Dame dem schlafenden Fürsten und sprach: „Wie geht es meinem Herrn diese Nacht?“ Dieser, durch Krankheit erschöpft, gab keine Antwort.

Sōda aber beobachtete sie genau, und da er errieth, sie sei O'Toyo, dachte er bei sich: „Wenn sie es waagt, den Fürsten wieder zu quälen, werde ich sie auf der Stelle tödten.“

Das Gespenst aber, welches allnächtlich in der Gestalt der O'Toyo gekommen war, um den Fürsten zu peinigen und auch diesmal dieselbe schlimme Absicht hatte, wurde durch die Wachsamkeit Itō Sōda's davon abgehalten. Dem sobald O'Toyo sich dem Lager des Fürsten näherte und ihre Zauberkünste an ihm ausüben wollte, sah sie Itō Sōda's Blicke fest auf sich gerichtet, so daß sie endlich ihren Plan aufgeben mußte, den Fürsten weiter nicht behelligte und das Gemach verließ.

Als nun der Tag anbrach, und die Offiziere erwachten, sahen sie, durch welches Mittel Itō Sōda sich wach erhalten und sie alle beschämt hatte; sie kehrten demnach ziemlich niedergedrückt und mißmuthig in ihre Wohnungen zurück.

Itō Sōda aber ging sogleich zu Jahaya Buzen und erzählte ihm genau die Vorfälle der letzten Nacht. Die Rätthe waren über Sōda's Benehmen des Lobes voll und befahlen ihm die nächste Nacht wieder zu wachen. Ganz zu derselben Stunde erschien die falsche O'Toyo, sah abermals alle Wachen, Sōda ausgenommen, in tiefem Schlaf, und da ihr Plan neuerdings vereitelt wurde, kehrte sie unverrichteter Sache in ihre Gemächer zurück.

Nun geschah es, daß der Fürst durch Sōda's Wachsamkeit der Nachtruhe genoß und seine Kräfte allmählig wiederkehrten. Die Freude im Palaß war eine allgemeine; Sōda wurde befördert und erhielt als Belohnung ein schönes Landgut. O'Toyo ihrerseits sah das Fruchtlose ihrer bösen Absich-

ten ein und kam zur Nachtzeit nicht wieder, was zur Folge hatte, daß die Diener ferner nicht mehr jenen fatalen Schläfrigkeitsanfällen ausgesetzt waren. Dieser Umstand fiel Sōda auf und er ging allsgleich zu Jahaya Buzen, um ihm seine Vermuthung mitzutheilen, daß O'Toyo ein Gespenst sei.

„Gut, aber wie wollen wir das boshafte Ding unschädlich machen?“

„Ich will mich in ihr Gemach verfügen und sie ganz einfach zu tödten suchen; im Fall sie aber einen Fluchtversuch wagen sollte, bitte ich Euch acht Mann an der Außenseite des Hauses als Wache aufzustellen.“

Da Jahaya Buzen mit diesem Plane einverstanden war, ging Sōda gegen Abend in das Gemach O'Toyo's, unter dem Vorwande, als habe er eine Botschaft des Fürsten zu übergeben. Als sie ihn kommen sah, fragte sie: „Welche Nachricht bringst Du von meinem Herrn?“

„O, Nichts von besonderer Wichtigkeit. Wollt nur gefälligst diesen Brief lesen!“

Während er dies sprach, näherte er sich der Dame, zog plötzlich seinen Dolch und stieß nach ihr, aber das Gespenst sprang zurück, ergriff eine kleine Hellebarde, blickte Sōda während an und rief: „Wie kannst Du es wagen, eine von Deines Fürsten Frauen so zu behandeln? Ich will Dich aus dem Dienste jagen.“ Dabei versuchte sie Sōda mit ihrer Hellebarde anzugreifen. Doch dieser verteidigte sich tapfer mit seinem Dolche, und als sie bemerkte, daß es ein ungleicher Kampf sei, verwandelte sich die schöne Frau in eine große Krage, sprang aus dem Gemache und flüchtete sich auf das Dach. Jahaya Buzen und die acht Wachen, welche sich vor dem Hause aufgestellt hatten, schossen auf sie, verfehlten sie aber, und das böse Thier entkam zum Leidwesen Aller.

Es suchte Schutz in den Gebirgen, und richtete dort unter den Anführigen so viel Unheil an, daß der Fürst von Hizen endlich eine große Jagd anbefahl, wobei dieser Kragenwampyr endlich getödtet wurde.

Der Fürst aber, von seiner Krankheit vollständig geheilt, belohnte Itō Sōda auf das großmüthigste.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Pflege der Augen.

Vom Augenarzt Dr. Wurm in Berlin.

Der wunderbare Zauber schöner Augen, meine verehrten Leserinnen, hat von jeher bei allen Dichtern in der Schilderung der Gefierten den begeistertsten und vielseitigsten Ausdruck gefunden. Während bei matten, glanzlosen, durch Krankheit entstellten Augen die Schönheit der Zähne, des Teints, der Haare wenig zur Geltung kommt, zieht ein sonst nicht hübsches, unregelmäßiges Gesicht durch den Glanz der Augen an, der andere Mängel gleichsam überstrahlt und vergessen läßt. Am Auge prägt sich, bald klar wie der blaue Himmel, bald unergründlich wie das Meer, getreu das innere Geistesleben aus; die außerordentliche Ausdrucksfähigkeit der Augen bildet die einzige Sprache, die auf der ganzen Erde verstanden und, ohne je erlernt zu werden, überall gesprochen wird. Wenn ich Sie, meine verehrten Damen, zuerst an die Schönheit der Augen erinnere, so geschieht es, weil ich Ihre besondere Aufmerksamkeit auf die im Allgemeinen wenig beachtete äußere Pflege der Augen richten möchte. Selbstverständlich ist die Erhaltung und Schonung der Sehkraft die Hauptfache, welche dabei zu berücksichtigen ist, und es muß auffallend erscheinen, wie trotz des unschätzbaren Werthes und der Annehmlichkeit gesunder Augen so wenig Sorgfalt der Pflege derselben geschenkt wird.

Für heute, meine verehrten Leserinnen, mögen mir einige Bemerkungen und Rathschläge über die Schutz- und Vorsichtsmaßregeln gestattet sein, die zur Erhaltung gesunder Augen von Wichtigkeit sind.

Das Auge bildet zwar einen kleinen wunderbaren Organismus für sich, steht aber als ein Theil des Körpers mit demselben in innigstem Zusammenhang. Daher ver-

ändert sich bei gestörter Gesundheit (Schwäche, Fieber etc.) auch der Ausdruck und das Aussehen der Augen, die für den Kundigen das feinste Barometer des Gesundheitszustandes und die meist sicheren Verräther gewisser Lebensgewohnheiten, Beschäftigungen etc. sind. Die Pflege der Augen muß also auch auf die Erhaltung und Herstellung der Gesundheit überhaupt gerichtet sein und deshalb sowohl dem Allgemeinbefinden und den verschiedenen Lebensverhältnissen entsprechen, als auch den jedesmaligen Zustand der Augen berücksichtigen. So ist z. B. ein regelmäßiger Blutumlauf auch für die Augen von großer Wichtigkeit und daher dafür zu sorgen, daß nicht durch zu enge Kleider, Halsbinden, Kragen etc. Blutandrang (Congestionen) nach dem Kopf entsteht. Worauf ich Sie, meine geehrten Damen, besonders zu achten bitte, ist die für die Augen so schädliche gebückte Kopfhaltung beim Arbeiten; es kann nicht dringend genug die Aufmerksamkeit der Lehrer und Eltern darauf gerichtet werden, die Kinder zu einer aufrechten Haltung zu veranlassen. Sehr häufige Ursachen von Augenkrankheiten sind ferner Erkältung, Zugluft, übermäßiger Genuß aufregender Getränke, Störungen der Hautthätigkeit und ist in letzter Beziehung plötzliche Unterdrückung der Transpiration und Waschen des erhitzten Gesichtes mit kaltem Wasser den Augen oft schädlich. Ueberanstrengung durch Beschäftigung mit feinen Arbeiten, besonders Sticken, kann bei längerer Dauer selbst die besten Augen schwächen und rathe ich Ihnen, meine allzu fleißigen Damen, die Arbeit von Zeit zu Zeit zu unterbrechen und den Augen eine kurze Erholung zu gestatten. Möglichst zu meiden sind ferner die jetzt so häufigen Bücher mit feiner Druckschrift (z. B. die bekannten billigen Ausgaben der Classiker in einem Bande), welche den Augen sehr nachtheilig sind und leicht die Entstehung der Kurzsichtigkeit begünstigen, ebenso ist in der Dämmerung jede feinere Arbeit durchaus zu unterlassen. Eine andere wichtige Aufgabe der Augenpflege soll sich auf die Verhütung oder Beseitigung von äußeren Schädlichkeiten (Rauch, Staub, Dampf) erstrecken, die schon bei gesunden Augen Thränen, Reizbarkeit und Entzündung verursachen, bei Augenkrankheiten natürlich um so nachtheiliger wirken. Als Schutzmittel empfehlen sich dagegen Schleier, Pince-nez und Schutzbrillen, von denen die Anwendung der letzteren bei solchen Arbeiten, wo das Auge in Gefahr schwebt, von los-springenden Stücken (besonders Eisen- und Stahlspitern) getroffen zu werden, dringend notwendig ist. Leider benützt man gerade in diesen Fällen selten die Schutzbrillen, wie die häufigen Verletzungen bei Schmieden, Steinmetzen, Mechanikern beweisen, es wäre deshalb wünschenswerth, daß die Fabrikherren, Meister und Werkführer diese Nachlässigkeit der Arbeiter nicht duldeten. Sobald aber irgend ein fremder Körper ins Auge gelangt (z. B. Kohlenstückchen, Sandkörnchen u. s. w.), muß für möglichst schnelle Entfernung desselben gesorgt werden; durch Umschläge, Drücken, Reiben oder ungeschickte Versuche wird das Auge entzündet, und der fremde Körper oft noch stärker hineingedrückt.

Eine besondere Aufmerksamkeit und Berücksichtigung für die Pflege der Augen erfordert die Regulirung des Lichtes. Am günstigsten ist helles Tageslicht für die Augen, und diesem soll die künstliche Beleuchtung möglichst nahe zu kommen streben, also Helligkeit mit Milde vereinigen. Flackernde, ungleichmäßige Beleuchtung, z. B. durch Talglöcher, ist für das Auge sehr nachtheilig; Gaslicht ist zwar sehr hell, aber für reizbare Augen oft zu blendend; Petroleum, besonders Del sind milder, aber weniger leuchtend; im Allgemeinen ist die Empfindlichkeit der Augen gegen die genannten Beleuchtungsarten eine verschiedene, und es bleibt daher durch den Versuch zu erproben, welche gerade dem Auge am besten zuzusetzt. Allzu große Blendung und Helligkeit der Flamme wird am besten durch graue oder blaue Lichtschirme und blaue Glasglocken gemildert. Schnell wechselnde Helligkeit oder zu großes Licht erhöht die Reizbarkeit der Augen und ist nicht selten die Ursache von Sehstörungen. So bewirkt z. B. bei Sonnen- und Mondfinsternissen die Beobachtung derselben ohne dunkle Gläser sehr häufig bleibende Verdunkelung des Sehens, und auch der Versuch, in die blendende Sonne zu sehen, ist schon oft durch Abnahme des Sehvermögens gestraft worden.

Wiegenlied.

Geb. von Peter Cornelius, comp. von Arno Kessel.

Andante.

1. Fragst du mit den Augenlein, was da glänzt am Himmelszelt? Kind, es ist das Licht der Welt, und dein eigen soll es sein.
 2. Fragst du mit den Augenlein, was da drauhen blüht und lacht? Kind, es ist des Lebens Pracht, und sie blüht für dich allein.
 3. Fragst du mit den Augenlein, was dich wiegt und wer dir singt? Kind, o lausche wie es klingt, und im Lauschen schlummere ein.

Pedal in jedem Takte.

1. Sonn' und Mond mit ihrem Schein, Altes ist dein, ist dein! Schlummere ein, schlaf ein, schlaf ein!
 2. Blum' und Blüth' in Feld und Hain,
 3. Lied und Herz und Seele mein,

rit. a tempo. morendo. pp

Sehr erhöht ist die Empfindlichkeit der Augen gegen grelles Licht bei einigen Krankheiten (z. B. Masern) und bei gewissen Störungen des Allgemeinbefindens (Nervosität der Damen besonders) oder auch in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten. In solchen Fällen empfehle ich Ihnen, meine verehrten Leserinnen, durch blaue, nicht bunt bemalte Fenstervorhänge das Zimmer etwas dunkel zu halten und erst allmählig zu erhellen. Das Hauptmittel aber, um die Regulierung des Lichtes dem jedesmaligen Zustande entsprechend zu bewirken, sind die Brillen mit blauen, plangelegenen Gläsern, die sogenannten Conservationsbrillen. Dieselben bilden nicht nur eine vorzügliche Hilfe bei kranken und reizbaren Augen, sondern sind auch für gesunde von großem Nutzen, um blendendes Licht zu mildern, wie es z. B. die hellleuchtende See oder von der Sonne beleuchteter Schnee zurückstrahlt. Je nach der Verschiedenheit des Augenleidens oder des Zweckes, dem diese Brillen dienen sollen, ist die passende unter den gebräuchlichen sieben Abstufungen der blauen Gläser zu wählen. Im Allgemeinen eignen sich bei starker Entzündung der Augen und großer Lichtscheu dunkelblaue Gläser, während bei nur leichter Reizbarkeit oder in der Reconvalescenz von Augenkrankheiten eine hellblaue Farbe zu empfehlen ist. Vielleicht überwinden die Damen leichter die Scheu vor der Benutzung dieser Brillen, wenn ich besonders hervorhebe, daß sie durchaus nicht fortwährend, wie es aus Bequemlichkeit oder Unkenntnis oft geschieht, getragen werden dürfen. Während man sich dieser Conservationsbrillen bei Sonnenschein, hellem Tageslicht und künstlicher Beleuchtung, wenn die Augen leicht empfindlich sind, vortheilhaft bedienen kann, sind sie an trübigen Tagen, in der Dämmerung, in schattigen Gärten und Wäldern abzulegen. Auch die Form und Größe der Brillengläser verdient Berücksichtigung; zu kleine lassen von allen Seiten das helle Licht ins Auge dringen und nützen wenig, daher sind großovale, runde oder uhrglasförmige Muschelbrillen vorzuziehen.

Bei weitem schwerer, als zum Gebrauch dieser blauen Brillen, entschließen sich viele zu Brillen mit geschliffenen Gläsern zur Verbesserung der Sehkraft. Eine große Rolle bei diesem Widerwillen gegen Brillen spielt allerdings — ich bitte Sie, meine verehrten Leserinnen um Entschuldigung für meine Offenheit — die Eitelkeit der Damen, die im falschen Glauben, nur im Alter seien Brillen nötig, nicht vorzeitig älter erscheinen wollen und sich deshalb so lange als möglich gegen dieselben sträuben. Unterlassen Sie es aber, sich zur rechten Zeit passender Brillen zu bedienen, so schaden Sie den Augen und brauchen nachher um so schärfere Gläser. Sobald Sie nämlich Gegenstände in der Nähe oder Ferne nicht klar erkennen, so strengen Sie unwillkürlich die Augen an, um besser zu sehen, und durch diese fortwährenden Anstrengungen entsteht Reizbarkeit, Ermüdung und Schwäche der Augen. Diejem Uebelstand helfen aber passende Gläser ab, sie verbessern das Sehen und ersparen dem Auge die Ueberanstrengung, daher bilden richtige Concav- und Convexbrillen für Kurzsichtige und Weitichtige ein wichtiges Hilfsmittel zur Pflege und Schonung der Augen.

Gerade wegen seiner Zartheit bedarf das Auge, das fortwährend dem Staube und äußeren Schädlichkeiten ausgesetzt ist, besonders bei Kindern sorgfältiger Reinigung, da schon ein in das Auge gelangtes Sandkörnchen oder eine Augenwimper Reizbarkeit und Entzündung bewirken können. Bei Schleimabsonderung der Augen ist derselbe vorsichtig durch kleine, in warmem Wasser ausgepresste Leinwandläppchen oder Schwämmchen zu entfernen, vorzüglich am Morgen. Wird dies vernachlässigt, wie es leider nur allzu oft geschieht, so erkranken die Augenlider, und die Augenwimpern, diese stets aufmerksamen Wachtposten, fallen aus und erleichtern allen äußeren Schädlichkeiten, besonders dem Staube, den Zutritt. Die Augenwimpern aber bilden nicht nur einen wichtigen, natürlichen Schutz, sondern sie tragen ungemein viel zur Schönheit der Augen bei, sie erhöhen den Glanz der Augen wie die Fassung das Feuer des Brillanten.

Schließlich erwähne ich noch, daß bei allen Augenkrankheiten, mit denen Absonderungen verbunden sind, die größte Vorsicht bei Benutzung der Waschtücher, Handtücher u. s. w. beobachtet und für reine Luft gesorgt werden muß, weil gewisse Augenkrankheiten, deren Erläuterung vielleicht in einem späteren Artikel erfolgen dürfte, ansteckend sind.

Wenn in solcher Weise, meine verehrten Leserinnen, einer richtigen Pflege der Augen größere Sorgfalt und Beachtung geschenkt würde, wie es der große Werth gesunder Augen erwarten ließe, dann wäre zu hoffen, daß sich auch die zahlreichen Augenkrankheiten vermindern, dann würden wir nicht bei Damen, die so eifrig in der Pflege der Zähne, der Haut, der Nägel sind, die Augen, diese schönste Zierde des Antlitzes, durch geröthete Augenlider oder das Fehlen der Wimpern verunstaltet sehen.

Aus dem Tagebuche der Annette von Olafey.

(Fortsetzung.)

Hüte Dich vor Frzungen, Lorenzo, die Tugend allein kann das Herz verweichlichen und mit einer Empfindlichkeit durchdringen, die Zeit Lebens dauert. Wie schön ist es, zusammen Gutes zu thun und liebend vereint die Bahn der Tugend zu durchlaufen! Dieser edle Wettstreit ist die köstliche Gabe der Freundschaft, diese selbst wächst durch den Eifer und erhebt die beiden Freunde zu erhabener Vollendung, sie treten neben einander in die Unsterblichkeit, wo das höchste Wesen fortfährt, sie zusammen auf immer glücklich zu machen.

Aber wer ist der Sterbliche, dem sich die Freundschaft hingibt? um sie bei Andern zu finden, muß man sie in sich selbst gepflanzet haben. Die Großen glauben, daß das schimmernde Gold eine Lockung sei, der sie folge; sie täuschen sich. O ihr Menschen, ihr irret euch ebenso, wenn ihr zur Summe eurer Einkünfte die Anhänglichkeit an euch selbst rechnet. Eitle Hoffnung, nur die Liebe kann Liebe belohnen; zeigt das Herz eines Fremdes, wenn ihr es bei Andern finden wollt!

Lasset uns öfter aus einem Menschen zwei Wesen machen. Das Eine wohne schon in der Unsterblichkeit und tröste das Andere, welches noch auf Erden weilt.

Wenn ich eine Seele sehe, die ihre Kraft und Thätigkeit nur mit Kleinigkeiten beschäftigt und sich um diese vergänglichsten Güter sorgt und ängst, so sehe ich den Ocean sich mit seinen Stürmen erheben, um einen Strohhalm zu tragen oder ein Insekt zu begraben.

Zufriedenheit findet sich nur bei Mittelmäßigkeit, das Nöthige ist der Endzweck unserer wirklichen Vergnügen. Die Schale des Glückes ist in der

Hand des Sterblichen, der sie besitzt, bis zum Rande gefüllt. Es ist schwer arm zu sein, wenn man sich auf die natürlichen Grenzen beschränkt, aber man ist es immer, sobald man diese überschreitet.

Wenn es schwer hält, den Schatz der Freundschaft zu erlangen, so kostet es noch mehr, ihn zu erhalten. Nichts ist so hart, als die Freundschaft, ihre Empfindlichkeit ist außerordentlich, die kleinsten Beleidigungen können tödlich werden. Die Zurückhaltung verlegt sie, das Mißtrauen tödtet sie. Verhandle alle Dinge mit Deinem Freunde, aber vorher besprich Dich mit Dir selbst, um ihn recht zu kennen. Nicht Alle, die Dir das Antritz der Freundschaft zeigen, haben das Herz für sie. Laß Dich nicht vom Scheine verführen, prüfe lange und triff Deine Wahl mit Bedacht: ist sie getroffen, so verbanne jeden Zweifel, es ist eine Thorheit, sein Herz zu geben und es wieder zurückzunehmen. Baue auf Deinen Freund fürs Leben, dies volle Vertrauen ehrt Dich noch mehr, als ihn.

Welch wunderbares Wesen ist der Mensch! Nächst Gott ist er das Unbegreiflichste. Welcher Abstand an Armuth und Reichthum, an Niedrigkeit und Größe! Wie verächtlich ist der Mensch und wie erhaben! Wunderbares Mitglied der unendlichen Kette, die von Gott bis ins Nichts herabreicht, ein Strahl der Gottheit und — ein schwaches Kind des Staubes!

Erstrecken vor mir selbst, bewirre und verleihe ich mich in meinem Selbst. Welches fremde Geheimniß ist sich der Mensch; über mein Wesen kann nur meine schwankende Vernunft entscheiden. — Das sind Träume, die den wachenden Menschen schrecken. Wie oft habe ich darüber eine Reihe von Gedanken geformt, künftiger, als die formlosen Bilder des Schlafes. Wie war ich verblendet; ich hoffte dauernde Vergnügen auf dem wechselnden Schauplatz der Welt, heitere Tage in den Wolken des Lebens und ein ruhiges Glück auf bewegten Wegen. Welch entzückendes Weltall bewohnte ich in der Jugend, mit welch reichen Farben malte meine Phantasie die Dinge — und welch Erwachen? Ach, seit das Glück aufhören kann, gibt es kein mehr. Das Glück würde sogar die Himmel stiehen, wenn die Furcht, es zu verlieren, dorthin dringen könnte.

Anstatt verlorene Zeit zurückzukaufen, kaufen wir mit großen Kosten die Mittel, den Rest zu verlieren; wir verlieren sie ohne Bewußtsein in eitel Kleinigkeiten und lassen überall leere Räume. Wie ganz anders ist das Vorbild, welches uns die Natur gibt, wie arbeitssam und thätig wendet sie jeden Augenblick an; so verliert auch der verständige Mensch keine seiner Minuten, die Zeit überläßt ihr nicht, ohne Weisheit in seinen Plänen und Handlungen zu finden, er füllt jeden Augenblick seines flüchtigen Lebens aus und macht somit alle unsterblich. Er ist Herrscher seiner Stunden, er legt ihnen Tribut auf, und jede bringt ihm im Entzückten gesicherte Einkünfte. Wohl kann er verkommen, alles Gute zu thun, was er wünscht, aber der Wille kommt der That gleich. Sterblicher, sei auch in Deinen Gedanken rein, denn sie werden vom Schöpfer vernommen. — Die Seele geniest, wenn sie thätig ist; müßig empfindet sie Qualen; die Freude ist eine Frucht, die nur im Felde der Arbeit gedeiht, und wenn das Leben kein Vergnügen ist, dem ist es eine Strafe.

Wenn der Mensch den rastlosen Lauf der Zeit, welche ihn unerbittlich dem Tode entgegenführt, verlängern, die flüchtigen Stunden genießen, und wenn sie entwandten sind, sie nicht bedauern will, so wehe er sie der Tugend und er wird sich weder über die Zeit, noch das Leben, noch über den Tod beklagen; denn er wandelt im Frieden mit der Natur.

Ach, warum ist es nötig, uns mit allen Schrecken des Todes zu erwecken, um einen blutenden Freund auf der irdischen Hüfte des Freundes zu erblicken! Tragen wir nicht Alle die Keime des Todes in uns? nähren wir nicht die verborgene Schlange, die uns tödtet? Sie lebt von uns und erwartet nur den Augenblick, wo sie stark genug sein wird, uns zu zerreißen.

Wie süßlos ist der Mensch! Die Zeit entflieht, der Tod naht heran, die Ewigkeit droht; Alle wissen es! Alle Wesen gehen ihrem Ende entgegen. Alles sagt dem Menschen, daß auch er dem letzten zuschreitet, und der Mensch, den nur ein Haben vom Abgrunde zurückhält, biegt sich hinüber und versinkt. Ruhig schlummert der Mensch und — träumt mitten im allgemeinen Ansturm aller Wesen. Erwache, Ungläublicher! ein kurzer Augenblick bestimmt die Ewigkeit und ruht auch für Dich auf dem Flügel der Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Wirthschaftsplaudereien.

An die Frauenvereine. Ueber Benutzung von Abfällen. Die in einer der letzten Nummern des Bazar aufgeworfene Frage, wie wohl alte abgetragene Handschuhe zu verwerthen seien, gibt mir Veranlassung zu den folgenden Bemerkungen.

Es ist bekannt, daß die Köchinnen schon seit Jahren die in den Haushaltungen abfallenden Knochen sammeln und an Einkäufer das Pfund zu 2 bis 4 Pfennigen verkaufen. Rechnet man auf den Kopf Erwachsener und Kinder den jährlichen Fleischverbrauch nur zu 20 Pfund, ferner, daß 1/2 der als Fleisch verkauften Waare Knochen sei, daß der Werth eines Pfundes Knochen 1/10 Silbergroschen betrage, so bekommt man bei einer Bevölkerung von 30 Millionen Köpfen den erstaunlichen Werth von jährlich einer Million Thaler für die dem gesonnenen Fleisch anhaftenden Knochen. Es fragt sich, wie viel von dieser Summe benutzt, wie viel weggeworfen werden mag. Der Nutzen ist aber ein zweifeltiger, einmal erhalten die Sammlerinnen bares Geld oder Geldeswerth und das andererseits wird ein äußerst werthvoller Körper dem vaterländischen Gewerbe und somit dem Nationalvermögen bewahrt.

Ebenso ist bekannt, daß man die abgeschliffenen Spitzen neuer Cigarren sammelt, um aus diesem sauberen Material Schnupftabak herzustellen. Angenommen, der zehnte Mensch rauche täglich 5 Stück Cigarren, 10,000 Spitzen wägen 1 Pfund und 1 Pfund habe 6 Sgr. Werth, so kommt man auf eine jährliche Summe von 108,000 Thalern allein für Deutschland. Die Stadt, in der ich lebe, hat ungefähr 20,000 Seelen, es wird fleißig in ihr gesammelt, sie bringt aber nicht jährlich 72 Thaler zusammen, wie sie das nach obigen Angaben thun könnte, sondern nur etwa 30 Thaler; es gehen also jährlich 7/10 des Materials ohne irgend einen Nutzen verloren. Bedauerlich sei erwähnt, daß der Ertrag dazu verwendet wird, armen Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Was kann man nun wohl aus alten Lederhandschuhen machen? Es war ein sehr glücklicher Gedanke, diese Frage aufzuwerfen. Die Antwort ist: Blutlaugensalz*) und sofort ist hinzuzufügen, daß nicht bloß Lederhandschuhe, sondern jedes Stück außer dem unbrauchbaren Leder, also Schmitz, wie sie in den Werkstätten der Schuh- und Handschuhmacher, der Riemer, Sattler, Buchbinder, Portefeuillearbeiter abfallen, alles alte Leder, alte Schuhe, Sohlen, ebenso alle Arten von Haaren, Wolle, wollene Lumpen, Horn, Federn, Borsten zur Darstellung von Blutlaugensalz ein ganz vorzügliches, unentbehrliches und darum sehr geachtetes Material sind. Abnehmer würden alle chemischen Fabriken sein, welche das genannte Salz erzeugen und es mögen gleich hier folgende Adressen Platz finden: Administration der Actiengesellschaft Minen von Buchweiler in Elsaß-Lothringen; Chemische Fabrik von Hofsfeld in Dortmund; Dr. Th. Doppler in Fürther-Kreuzung bei Nürnberg.

Die verschiedenen Frauenvereine seien hiermit darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich aus der Verwertung der genannten Abfälle nicht unbedeutende Einnahmen verschaffen können. Abgeben von dem Geldgewinn würde aber durch das Sammeln der erwähnten Abfälle der Sinn für Reinlichkeit, Sparbarkeit, Ordnung, Müthsamkeit geweckt, gepflegt und belohnt werden durch das Bewußtsein, etwas Großes und Gutes durch verschwindend kleine Einzelleistungen, die sich aber vielfach wiederholen, gefördert zu haben.

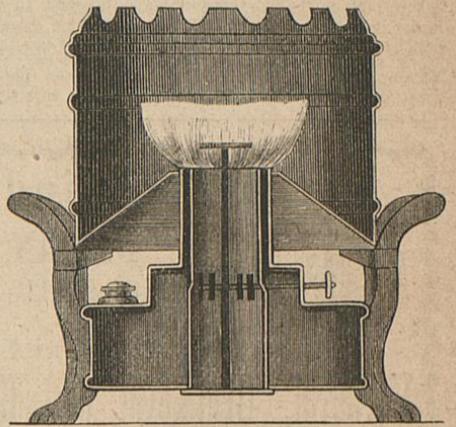
Das ist ja schon ein großer Vortheil, daß die Frauenvereine überhaupt schon bestehen und ihre Einrichtungen, Verwaltungen u. s. w. haben; denn nun genügt es, daß die Vorsteherin eines solchen Vereins die Mitglieder

*) Diese Verwendung dürfte indeß die am wenigsten lucrative sein, weil hierfür die gedruckten Handschuhe keinen größeren Werth beanspruchen können, als Abfälle von schlechtem Leder, Hüsen und dergl. Eine bessere Verwertung verpöchte schon die Verarbeitung gedruckter Handschuhe zu künstlichem Leder, wie solches z. B. von der Kopenhagener Lederfabrik dargestellt wird; es wird allein aus Lederabfällen bereit, welche zunächst zu einer lockeren und sehr feinen Wolle zeremahlen und dann nach einem eigentümlichen Verfahren, welches noch Geheimniß der Fabrikanten ist, in eine zusammenhängende, dem Leder völlig ähnliche Masse verwandelt werden. Das Kopenhagener Kunstleder wird zu Sohlen, Abfüßen, façonirten Gelfenstücken (mit Stahleingabe) für Schuhmacher sowie zu Ledertapeten z. v. verarbeitet. — Eine weitere Verwendung können sowohl unbrauchbar gewordene Handschuhe als überhaupt Schmitz von Glace- oder Samtschleider zur Leimbereitung finden. Wie man uns mittheilt, würde das Kilogramm solcher Abfälle von Leimfabriken mit 4 bis 4 1/2 Silbergroschen bezahlt werden. Auch der Verarbeitung gedruckter Handschuhe zu Ledermöbeln ist im Bazar bereits gedacht worden. D. Reb.

auffordere, diese scheinbar und bis jetzt werthlosen Sachen, welchen sich gewiß noch andere anreihen dürften, im eigenen Hausstand und in dem der benachbarten, befreundeten, verwandten Familien zu sammeln und sammeln zu lassen. Wenn ein Frauenverein in einer Stadt 100 Frauen zu Mitgliedern hat, so lassen sich in dieser Stadt im Handumwenden 300 Sammelstellen errichten, und wenn 1000 Vereine in diesem Sinne arbeiten, so wird, dessen darf man überzeugt sein, bald Unglaubliches geleistet werden. Auf mehrere hunderttausend Thaler kann sich die jährliche Ersparnis belaufen, und das ist zu wiederholen, eben dieser Betrag wird jährlich dem Vermögen des deutschen Volkes hinzugefügt.

Zum Schluß will ich mir erlauben, noch auf einen Artikel aufmerksam zu machen, der ebenfalls werthvoll ist und gleichwohl nicht verwertet wird, es ist das Stanniol, wie es zum Einpacken von Chocolate, Seife, zum Bedecken von Weinschalen, Conservenbüchsen u. s. w. so vielfache Anwendung findet. Seit ungefähr einem halben Jahr sammle ich nur im Kreise meiner Bekannten, zu einem milden Zweck, dieses Material und habe schon recht erfreuliche Ergebnisse.

Petroleum-Kochapparate mit Rindbrenner. Die bekannten und verbreiteten, mit Petroleum zu heizenden Kochapparate haben eine ganz wesentliche Verbesserung erfahren. Mit Ausnahme der Petroleum-Kochapparate nach dem System Berliner (Bazar, Jahrg. 1873, Seite 130) haben bisher für alle diese Apparate nur Flachbrenner verwendet werden können. Der Nachtheil der Rindbrenner Berliner liegt darin, daß mit Verwendung von Gasbrennern nicht unbedeutlich Wärme verloren geht und die Erhitzung verhältnismäßig lange Zeit währt, bevor die zu kochenden Flüssigkeiten z. B. in Sieden gelangen, sowie daß, wenn man nicht undurchsichtige Blechschinder nimmt, die Kosten der zerprüngenen Glaschinder bald unangenehm werden.



Petroleum-Kochapparat mit Rindbrenner.

Flachbrenner haben den Nachtheil, bei geringster sorgfältiger Behandlung der Dichte oder bei ungeeignetem Petroleum Geruch von sich zu geben und wegen mangelhafter Verbrennung des Petroleums keinen so großen Heizeffect hervorzubringen, wie Petroleum-Rindbrenner. Die neuen Petroleum-Apparate mit Rindbrenner ohne Cylindern (unsere Abbildung zeigt einen solchen Apparat im

Durchschnitt) sind den Flachbrennern gegenüber wirkliche Sparbrenner. Bei einem Versuche erforderte ein Liter Wasser von Zimmertemperatur, um bis zum Sieden erhitzt zu werden, auf dem neuen Rindbrenner 15 Minuten Zeit, bei einem Verbrauch von 12 Gramm Petroleum, unter gleichen Umständen gelangte dagegen 1 Liter Wasser auf einem mit zwei Flachbrennern versehenen Apparat zwar in der gleichen Zeit (vielleicht höchstens eine halbe Minute früher) zum Kochen, aber bei einem Verbrauch von 32 Gramm Petroleum; das ist beinahe das Dreifache an Heizmaterial. Die neuen Petroleum-Kochapparate, denen eine Gebrauchsanweisung beigegeben wird, sind im Magazin des Hoflieferanten C. Cohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12, zu haben und werden von Schwarzblech mit einem, zwei, drei und vier Kochlöchern gefertigt. Der Preis variiert bei den Apparaten mit einem Kochloch, je der Größe entsprechend, zwischen 9 und 13 Mark, bei denen mit zwei Kochöffnungen zwischen 18 und 25 Mark; während solche für drei und vier Öffnungen 40 und 50 Mark kosten. Passende Kochgeschirre sind für alle Größen vorhanden und werden besonders berechnet. Ueber elegante derartige Apparate, wie solche sich zur directen Verwendung auf dem Kessel- oder Theerisch eignen, berichten wir in einer unserer nächsten Nummern eingehend, wollen indeß schon jetzt darauf hinweisen, daß diese neuen Petroleumkocher mit Rindbrenner in der Cohn'schen Fabrik bereits ganz von Messing hergestellt werden und inclusive eines messingenen Theesessels zum Preise von 30 Mark bezogen werden können.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 318.

B A Z A R
A V A R E
Z A G E N
A R E N A
R E N A N

Auflösung des Rebus Seite 318.

„Ein bunter Hund ist überall bekannt“.

Correspondenz.

Kleeblatt in P. D. J. Wenn die Vorstellung eine ceremonielle ist, werden sich weder Herr noch Dame diese Vertraulichkeit gestatten. — **N. D. Schleierin** in einer späteren Nummer. — **C. M. E. in N. und C. Z. N. Schleierin.** Die Kenntniß des Englischen und Französischen ist heute so verbreitet, daß für Uebersetzungen aus den beiden Sprachen Hunderte von Händen schreibfertig sind. Der Uebersetzer der Angebote entspricht denn auch die Niedrigkeit des Lohns. — **N. A. Ungarn.** Wahrscheinlich in Wallner's Sammlung humoristischer Vorträge. Wir werden nachforschen. — **Abonnentin.** Unser Mitarbeiter Ernst Castein hat soeben ein Lustspiel veröffentlicht, „Der russische Diplomat“ (Leipzig, Verlag von J. F. Hartmann), dessen Lectüre Ihnen eine vergnügte Stunde in geistreicher Gesellschaft bereiten wird. — **Eine junge Hausfrau** fragt, wo man in Vosen japanische Tapeten zu kaufen bekomme? Vielleicht hat eine Firma dort die Gefälligkeit, uns Auskunft zu erteilen. In Ihrer zweiten Frage ist uns das Wort „Abdruck“ nicht klar. Im Bazar waren die erwähnten Eichen Illustrationen die Zeichnungen des Künstlers nach seinen Gemälden, für den Druck photographisch ausgeführt. Von mehreren dieser Bilder sind unterdessen auch photographische Aufnahmen gemacht worden und im Handel. — **A. B. M. B.** Dergleichen Fragen können aus Gründen der Unparteilichkeit nur direct beantwortet werden. — **H. W.** Wir wissen Ihnen keinen besseren Weg anzugeben, als das Angebot in einer größeren Wiener oder Berliner Zeitung. — **Kefranzosen.** Wir bringen in der nächsten belletristischen Nummer ein reiches Verzeichniß von Neuigkeiten des Büchermarkts. Ueber die Herausgabe der Gesammelten Werke von Heinrich Schamberg (Wolfsenditel, Julius Zwölfer, Lieferung 1—10), können wir das Urtheil des Kritikers in der Neuen Freien Presse nur unterschreiben: Neben Heinrich Schöke, ihm, dem mit Unrecht zurückgelegten, unerreichten Meister der novellistischen Composition, besitzt unsere Literatur kaum einen zweiten Erzähler, der wie Heinrich Schamberg so durch und durch gesund, so erfrischend, so heraufregend, so lebensfröhlich, so gemüthsvoll und so vernehmend gedichtet hat. Das ist die Wirkung, welche die Lectüre der bereits abgeschlossenen Erzählung „Vater und Sohn“ und der „Verheimer Musikantenstreiche“ hervorbringt. Auch hier haben wir es wohl mit Vorsicht zu thun, aber wie himmelweit verschieden sind dieselben von jener Gattung, in welcher das Bauernvolk sich vorzugsweise mit Philosophie und Poesie beschäftigt. Es gibt gar kein Wort des Lobes, welches die naturwüchsige Schönheit der humorvollen „Musikantenstreiche“ nach Gebühr zu charakteristischer vermöchte. — **Weniger Schleierinnen.** Ihrem Wunsch kommen wir mit Vergnügen nach. Wir sind selbst die wärmsten Verehrer Ihres Lieblingsautors. — **Eisenbahnbeamter.** Was Sie wissen wollen, finden Sie in einem Vortrag des Professor Eschmarch über „Die erste Hilfe bei Verletzungen“ (Hannover, Karl Rümpler), dargelegt. Es ist dies ein Thema, welches das Interesse eines jeden Menschen in Anspruch nimmt; denn jeder einzelne kann jeden Augenblick in die Lage kommen, einem Verletzten Hilfe leisten zu müssen; und sehr oft werden durch eine rasche, zmedmäßige Hilfe nicht nur die Schmerzen gelindert, sondern es hängt die Erhaltung eines Gliedes, ja sogar des Lebens davon ab. Es ist daher Pflicht eines jeden Gebildeten, sich über den Bau des menschlichen Körpers und die Functionen seiner Organe zu unterrichten, damit er eintretenden Falls einem Verunglückten Hilfe leisten kann. Dazu bietet nun die kleine Schrift des berühmten Wiener Professors die beste Gelegenheit; sie bringt in kurzer, schlagender Weise die hauptsächlichsten Verletzungen und die erste Behandlung der Verletzten in Wort und Bild zur Anschauung. — **C. L. Berlin.** Warum sollte man am schönsten Tage des Lebens nicht die Erinnerungen an die ehrenvollsten Tage zeigen dürfen? Immerhin!

— Hausfrau in B. bei G. — C. W. N. — G. v. J. in B. Moos färbt man grün, indem man 10 Gramm Indigocarmin und 20 Gramm Alaun in 3 Liter kochendem Wasser auflöst und darin das Moos eintrücht. Will man es hellgrün gefärbt haben, so fegt man noch 1 Gramm Picrin säure zu dem Farbbade. Schwarz; 80 Gramm Blauholz werden mit 5 Gramm Alaun, 120 Gramm Eisenvitriol und 1 Liter Wasser gekocht und in die Brühe das Moos eingetaucht. — Frau Wilhelmine in G. — Elsa N. Die „Leguminose“ genannten Mischungen (Krafftuppen-Pulver) sind keine Geheimmittel, sondern empfehlenswerthe und rationell zusammengesetzte Gemenge aus Mehl von Hülsenfrüchten und Cerealien. Den Fabrikanten der Leguminose, Hartenstein und Co. in Chemnitz in Sachsen, gab ein Aufsat des Professor Dr. Beneke in Marburg, betitelt „über einen Ertrag der Fleischnahrung bei Reconvalescenten, verschiedenen Krankheitszuständen des Magens und Darmkanals und bei unbetimmten Kranken“ Veranlassung, diese Suppenpulver herzustellen. Wir werden Gelegenheit nehmen, ausführlicher die „Leguminose“ genannten Präparate zu besprechen. — S. K. in St. A. Wenn ein Fenster durch längere Einwirkung der Sonnenstrahlen seine Farbe verändert hat, was gar nicht selten vorkommt, so ist, da diese Veränderung innerhalb des Glases selbst vor sich geht, eine Abhilfe durch chemische Mittel nicht möglich. Veränderungen an der Oberfläche des Glases sind durch wachselweises Waschen des Glases mit Sodaalkali und verdünnter Salzsäure wieder zu repariren. — C. N. in B. Seide oder seidene Zeug und Tücher wäscht man am besten entweder in Treenwasser und spült sie dann in Branntwein rein aus, worin etwas Zucker aufgelöst ist, rollt und plättet sie noch feucht, oder man wäscht sie auch (besonders die Zeug) in starkem Kleienwasser, worin man ein wenig pulverisirten Alaun thut. Oder man breite das Seidenzeug auf einen reinen Tisch, seife einen wollenen Lappen gut ein, wende lauwarmes Wasser an und streiche das Zeug immer nach ein und derselben Richtung. Ist der Schmutz entfernt, so besprengt man auch die Seife mit einem Schwamme und kaltem Wasser. Dann nehme man auch die andere Seite des Zeuges vor, reinige solche ebenso, spüle das Ganze abermals in kaltem Wasser, und lasse es ausgebreitet im Schatten trocknen. Schwarzes oder blaues Zeug wird dann noch einmal mit

Branntwein abgerieben und abermals getrocknet. Zum Bügeln bedient man sich sodann eines nur halbwarmen Eisens und legt Papier zwischen Blättern und Zeug. Oder man bestreicht die Zeug zuerst mit Eibutter, wäscht sie in lauem, dann kaltem Wasser, zieht sie abdann durch Wasser mit aufgelöstem Gummitragant genüth und rollt sie. — Regina S. Metall-Abgüsse in Bronze und Zink liefert die Actien-Gesellschaft für Fabrication von Bronze-Waaren und Zinkguss, vorm. J. C. Spinn und Sohn, Berlin. — F. C. Y. Stellen Sie in die Räume des geschützten Eichenholz-Schrankes flache Schalen mit Benzol oder Schwefelkohlenstoff oder einem Gemisch beider und halten Sie dann den Schrank einige Tage fest verschlossen. Die ungeliebten Gäste, wahrscheinlich sogen. Silberfresser, werden durch die Dämpfe der genannten Flüssigkeiten getödtet werden. Da sowohl Benzol wie Schwefelkohlenstoff sehr feuergefährliche Flüssigkeiten sind, muß sowohl beim Hineinbringen derselben als auch beim Wiederöffnen des Schrankes jede Annäherung von Licht sorgfältig vermieden werden. — C. S. in Oberkirch. Adressen zur Verarbeitung von Zupfseide finden Sie angegeben: Bazar 1875, Seite 252, unter Chiffre S. K. in G. — M. v. F. in D. und S. M. Tanninlede (Lohlede) in Leinenwäse bestreut man mit gepulvertem Weinstein säure und hält sie 24 Stunden lang feucht, schließlich wäscht man sie in reinem Wasser aus. Das Entfernen von Hüllsteinflecken aus Wäse finden Sie beschrieben: Bazar 1875, Seite 204, unter Chiffre S. G. in Vorpommern. — Treue Abonnentin in Galizien. Die auf Seite 252 des Bazar d. J. angegebene Waschmethode von Capoteant ist für die Wäse absolut unschädlich. — S. D. in G. Um weiße Gaze zu wäsch, wird dieselbe in zwei Blätter geschlagen, venetianische Seife dazwischen geschicht, in eine Zinnschüssel gelegt, lauwarmes Wasser darüber gegossen, ein doppelt gelegtes Tuch darüber gebrütet, mit einem Gewicht beschwert, damit sie gedrückt wird, und einigemal das kalt gewordene Wasser ab- und lauwarmes hinzugegossen. Dann läßt man sie eine Nacht unter dem Druck des darauf liegenden Gewichtes oder Steines stehen, drückt die Gaze dann, ohne sie zu reiben oder zu verschleien, mehrere Male in lauwarmem Wasser, in welches man ebenfalls Seife schaut, aus, breitet sie zwischen zwei nassen Tüchern in einem Korbe aus und schneidelt sie auf folgende Art: Man legt etwas Schwefel in einen Ziegel und setzt denselben in ein tiefes, offenes Gefäß, welches mit einem vierfachen Tuch wohl verbedet wird. Wenn der Schwefel entzündet ist, setzt man den Korb mit der Gaze darüber und läßt den Schwefel einige Zeit brennen. Abdann nimmt man die Gaze heraus, spannt dieselbe gleichmäßig auf ein mit Tuch beschlagenes Brett aus, taucht einen Schwamm in gelochte weiße Stärke und drückt damit die Gaze auf das Brett. Sollten einige Bläschen von der Stärke auflaufen, so kann man diese mit einem feuchten Schwamme herausziehen. — K. W. — M. S. in B. — A. G. Wir haben wiederholt bemerkt, daß Anfragen über das Fortschaffen von Dintensteden aus Zeugen, Papier etc. nicht zu beantworten sind, wenn dabei nicht bemerkt wird, ob die Dinte eine Feinddinte oder Anilinfarbendinte ist, war. Rostflecke bringt man aus Leinwand mittelst einer Auflösung von Kleesalz in heißem Wasser und Reiben der Flecken mit einem Zinnlöffel. — A. 247. Wir haben über die Pinoleum-Kork-Teppiche nur günstige Urtheile vernommen, ihre Verbreitung und Verwendung ist eine sehr große.

Notiz.

Wir machen unsere Leserinnen und Leser auf die nächste belletristische Nummer ganz besonders aufmerksam. Dieselbe bringt den Anfang eines größeren Artikel: Skizzen aus Berlin. Von Fedor von Sköppen mit zahlreichen Illustrationen von Fritz Lübers.

Lauf Verfügung des Kaiserlichen General-Postamtes zu Berlin werden Bestellungen im Laufe eines Quartals zwar nach wie vor angenommen, jedoch 10 Pf. Zuschlag für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern des betreffenden Quartals verlangt. — Wir bitten daher alle beteiligten Abonnentinnen in Deutschland, gegen Nachzahlung obigen Betrages bei den betreffenden Postanstalten die etwa fehlenden Nummern zu reclamiren und der Nachlieferung gewärtig zu sein.

W. Spindler, BERLIN,
Wallstraße 11-13
und
Spindersfeld bei Cöpenick.
Färberei, Druckerei und Reinigungs-Anstalt
für
Herren- u. Damen-Garderobe.
Breslau, Ohlauerstrasse 83. Hamburg, Neuer Wall 50.
Tauenzienplatz 1. Altona, Rathhausmarkt 38.
Leipzig, Universitäts-Strasse 10. Dresden, Schössergasse 1.
Hannover, Georgstrasse 10. Neustaedter Rathhaus.
Magdeburg, Breiteweg 188. Stettin, Breitestr. 32.
Potsdam, Nauenerstrasse 39. Halle, am Markt 9. [149]

Agenturen
in allen
grösseren Städten
Deutschlands.
Paris 1867. London 1862.

Bazar de Voyage,
J. Demuth, Hoflieferant,
Berlin C., Schlossfreiheit 1.
Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und seinen Lederwaaren.
Empfehlend sich den geübten Damen zur geschmackvollen Garnierung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

H. Lisser Wwe,
Berlin, Jägerstr. 42,
empfehlend
lange Corsets für Panzerstücken,
Ypous und Tournures
in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]
Toilette-Teintine.
Dieses Schönheitsmittel giebt dem Gesicht den zartesten, frischesten, jugendlichen Teint; es reinigt, glättet u. belebt verjüngend die Haut, macht sie unfehlbar weiß, weich u. elastisch. 2 fl. 5 W. — Fleur de Roses ertheilt den Wangen ein zartes Roth, welches vom natürlichen Wangenroth unmöglich unterschieden werden kann, da es unfehlbar und durch Schweiß nicht entferbar ist. 2 fl. 5 W. — Poudre de Lys, unfehlbar und fein, weiß, rosa, gelb; macht die Haut weiß, zart, geschmeidig. 1 fl. 20 kr. 5 W. [309]
B. Fischer, Wien, Margarethenstr. 269

Die so schnell beliebt gewordenen
Japanischen Gardinen und Tapeten,
ausgezeichnet durch grösste Haltbarkeit, überraschende Schönheit der Muster und Farben bei überaus billigen Preisen und täuschendster Nachahmung aller Arten gewebter Stoffe, empfiehlt das General-Dépôt für Deutschland
A. & C. Kaufmann,
Berlin W., 37. Kaisergallerie. [45]

Die vorzüglichste Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der reichlichst bekannten
Fabrik von Ph. Suchard
in Neuchâtel (Schweiz)
findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184a]
Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter Phantasie-schachteln m. Chocolate wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht.
Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche
für
Herren, Damen u. Kinder
aus der Fabrik:
MEY & EDLICH,
Leipzig,
hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die ausserordentliche Bequemlichkeit, welche sie Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättelassen fällt ganz weg), und ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft, und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt. — Die Papierwäsche mit vollständigem Leinenüberzug (Linen-cloth) ist das Vorzüglichste, was bis jetzt geleistet worden ist. Es werden
Kragen, Manschetten u. Chemisettes
in weiss, farbig u. mit Leinenüberzug für Herren, Damen und Kinder fabrizirt.
Der illustrierte Detail-Preis-Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten.
Versandt nach allen Ländern. — Wiederverkäufern Rabatt.
Briefe sind zu richten an **Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.**

VAN BUSKIRKS SOZODONT
Amerikanisches Präparat für Zähne u. Mund, ist eine Composition der edelsten u. werthvollsten antiseptischen Pflanzenstoffe Südamerikas. Er reinigt, bewahrt und verschönert die Zähne, stärkt u. erhärtet den Gaumen, kühlt u. erfrischt den Mund u. vertreibt unreinen Athem. Jeder Bestandtheil dieses einzig in seiner Art dastehenden balsamischen Präparats hat einen wohlthunenden Einfluss auf Zähne u. Mund. Ueberall amtlich gepulvert u. empfohlen. — „Sozodont“ in eleganten Cartons — Elixir u. Poudre enthaltend — ist in allen bezüglichen renommirten Handlungen zu haben. — Zum Wiederverkauf bei den bekanntesten Grossisten der Branche. Alleinige Fabrikanten: **Hall & Buckel, New-York.** [H. 241.]

Velimer Eisen-Chocolade
mit Kräl's körnigem Eisenzucker.
Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dieselbe ist zum Kochen in Päckchen zu 1/4 Kilo à 80 Kr. öst. W. = 1/2 Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. öst. W. = 1/2 Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Depôt:
Velimer Fabriks-Niederlage in Prag gegen Einsendung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet. [217]

L. Meder in Heidelberg
empfehlend sein reichhaltiges Lager feiner
Ahorn-Holzwaaren
zum Bemalen, sowie große Auswahl farbiger Vorlagen zu
Blumen und Ornamenten. [292]
Cataloge auf Verlangen gratis u. franco.

Ein vorzügliches Kaffee
von sehr feinem Geschmack und prachtvoller Farbe erzielt man, wenn man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit **Otto G. Weber's Feigen-Kaffee** zusetzt. [12c]
*) Von den Redactionen des „Bazar“, „Aber Land und Meer“ etc. als das beste und reinste Fabricat dieser Art empfohlen. Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfd. 1/2 Mark franco. — Zu haben in der Fabrik von **Otto G. Weber, Berlin S. O., Schmidtstr. 31.**

Korb-Bazar
J. G. Teuscher Sohn
88. Leipziger Straße 88.
empfehlend sein reichhaltiges Lager aller Vorwaaren-Artikel, namentlich solche zu den jetzt beginnenden
Weihnachts-Arbeiten,
als: Papierkörbe, Journal-Wappen etc.
Preis-Courant franco und gratis. [311]

Der Jeffrey'sche Respirator
in Originalconstruction, ist ein vortreffliches Schutzmittel für solche, welche an Reizungen des Kehlkopfs u. der Lungen (mit Husten u. Heiserkeit), an chronischen Katarrhen und Lungenschwindsucht leiden; er ersetzt bis zu einem gewissen Grade den Winteraufenthalt in warmen Klimaten u. macht selbst für sehr empfindliche Kranke jener Art das Ausgehen in kalten Tagen und Abenden zulässig.
Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Wunderlich, Director a. k. klin. Institute zu Leipzig.
Nur allein diese richtigen Originalrespiratoren liefern ich zu 6, 9, 15, 18 Mark von 10, 12, 16° Wärmeerzeugung. [310]
Nachahmungen dieser Instrumente, welche aus Metallhügelchen bestehen, erzeugen keine Wärme (welche die Hauptanforderung des Respirators ist), erschweren das Athmen und behindern beim Sprechen, entbehren mithin aller wissenschaftlichen Basis.
Joh. Reichel, Univ.-Bandagist, Leipzig.

Drap Americain,
pr. Meter 20-30 Sgr., assortirt mit glatten Stoffen, neueste Winter-Muster, sowie 30 Serien neuer vollener u. halbvollener Herbststoffe empfing
H. LISSAUER,
303 Königl. Hoflieferant, Berlin W., 24. Jägerstr. 24.
Muster nach ausserhalb franco.

Sartenstein'sche Leguminose (Krafftuppen-Mehl),
!!! Kein Geheimmittel!!!
rühmend anerkannt in der Berliner klinischen Wochenschrift, dem Leipziger Jahrbuch für Kinderheilkunde, der Wiener medic. chirurg. Rundschau und anderen medicinischen Zeitschriften, — analysirt und äußerst günstig begutachtet durch Universitätsprofessoren, Doctoren der Chemie, Directoren chemischer Versuchsanstalten etc., —
warm empfohlen von den bedeutendsten medicinischen Autoritäten: Professoren, Geheimräthen, Generalärzten, Medicinal-, Sanitäts- u. Hofrathen, Directoren von Krankenhäusern, Lazarethen, Kreisphysikern, Bezirksärzten etc. etc. —
Dieselbe hat sich überhaupt den Ruf des leichtverdaulichsten u. kräftigsten Nähr- u. Stärkungsmittels erworben und geübt; sie wird seit Jahren mit Erfolg angewendet bei: Reconvalescenten nach jeder Krankheit, bei schwächlichen Kindern und Frauen, bei Abmagerung, bei Muttermuth, zur künstlichen Nahrung von Kindern vom 4. Lebensmonat an, bei verschiedenen Krankheitszuständen des Magens u. Darmkanals, bei anhaltenden u. Durchfällen der Kinder etc. etc., sowie als Ersatz der Fleischnahrung bei unbetimmten Kranken.
Preis per Pfund: 1/2 M. Atteste obiger Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis. Verlanbt durch **Sartenstein & Co., Chemnitz, Sachsen.** [286]

In **Rudolf Lehner's** Verlags-Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Geheimnisse der französischen „Causerie“
(Dictionnaire de la Causerie française)
deutsch-französisches Nachschlagebuch
über 20,000, in traulicher sowohl als wichtiger Redeeweise jeden Augenblick vorkommenden Ausdrücke, nach den besten, sowohl classischen als modernen französischen Schriftstellern.
Von **J. Grüner,**
Professor der französischen Sprache am Real- und Ober-Gymnasium des VI. Bezirkes.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.
Lieferung 1 bis 9 ist bereits erschienen. Preis jedes Heftes 50 Kr. 5 W. = 1 M. 10 Pf. Das ganze Werk erscheint in 12 monatlichen Lieferungen und wird Mitte November dieses Jahres vollständig.
Allen Freunden der französischen Sprache möge dieses Werk, das Resultat unermüdblicher Studien und jahrelanger intelligenter Sammelthätigkeit, bestens empfohlen sein. — Es enthält mehr als 20,000 französische Redensarten unter dem deutschen Schlagworte alphabetisch geordnet, Redensarten, welche in der Conversation täglich vorkommen, bisher aber in keinem Wörterbuche (auch nicht in dem größten von Abbé Rozin) zu finden waren. Es ist daher ein wichtiges Supplement zu allen Wörterbüchern und zugleich ein Mittel, sich in der französischen Conversation mit Eleganz und Leichtigkeit auszudrücken. [305]

Wichtig für jeden Hausstand. [313]
Billigen und schönen Kaffee erhält man durch Bezug von den durch viele der ersten deutschen Zeitschriften warm empfohlenen
Sacca-Kaffee von Gebrüder Lefeldt in Hamburg.
Zu beziehen durch alle größeren Colonialwaaren-Handlungen. — Preis 50 Pf. pr. Pfund.

Eau de Lys de LOHSE,
Schönheits-Riten-Milch,
erprobt u. anerkannt von allen berühmten Doctoren, medicin. Fakultäten, Damen und Herren, als das einzig bewährte Schönheits-Mittel, welches Sommer- und Sonnenbrand, Kupferflecke, gelbe Flecke, Flechten etc. unter Garantie entfernt, die Haut weich, gleichmäßig macht und derselben ein jugendliches, frisches, gesundes Aussehen verleiht. In Originalflaschen à 2 Zhr. u. à 1 Zhr.
LOHSE, Hoflieferant, Parfümerie, Berlin, 46. Jägerstraße 46. (77b)
Genaue Preis-Courante sämtlicher Parfümerien gratis und franco.

Damenpulver, [314]
weiss und rosa,
welches, trocken angewendet, augenblicklich den schönsten natürlichen Teint hervorbringt, verleiht dem Gesicht die schönste, frischeste, was der Bazar bringt, fertigt **C. W. Fehl, Graveur u. Fabrikant, Berlin S., Neue Köhlerstr. 1.**
Metall-Schäbtonen [253]
für Weißtäderei: Monogramme, Langnetten, Zwihschneide, Kronen, das Neueste, was der Bazar bringt, fertigt **C. W. Fehl, Graveur u. Fabrikant, Berlin S., Neue Köhlerstr. 1.**
Holzschneiderei und seine Holzwaaren jeden Genres, besonders zum Garniren m. Stickerien eingerichtet, empfindlich in größter Auswahl, bei billigen Preisen gute solide Ausführung. [307]
Erich Gademann, Holzwaarenfabr. Nürnberg, besteht s. 1842. Wien, Weltausstellung, 1873 prämi.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,
primärlirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.
G. A. Glafey,
Nachtlichter-Fabrik,
Nürnberg. [44]

Philipp Hirsch's Sohn,
Kunstblumen und Schmuckfedern,
WIEN,
24. Tuchlauben 24.
Weltausstellung 1873, Wien
Verdienst-Medaillen. [39]

Geschenk für Damen! Soeben erschienen:
Angely, M., Gedichte. M. Ausg. eleg. geb. 2 M. Münster i. W. **Adolph Kuffel's Verlag.**

Tuch zu Damenkleidern
empfehle. Proben franco.
[312] **Oswald Kula, Sommerfeld i. L.**

Erste höhere Bekleidungs-Lehranstalt
für Damen von
F. W. Grande zu Dresden, Neumarkt 7,
früher Lehrer der Deutschen Bekleidungs-Akademie. [308]
Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Moras haarstärkendes Mittel.
Dieses unübertreffliche Fabricat, 17 jährigen steten Erfolges, kostet in Originalflaschen à 6 Flaschen 10 Mark. A. Moras & Cie., Köln. [92]

Briefmarken [255]
läuft, taucht und verlanbt
G. Zedweger in Nürnberg.

Annoucen für den Bazar, Preis der fünf gehaltenen Nonpareille-Zeile 2 Mark, sind direct an die Administration des Bazar in Berlin, Entepkay 4, zu senden. —